Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 6 / Verlagsort Göttingen | Juni 1959 | Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Überalterung in Oder-Neiße-Gebieten

Polen verfolgen besorgt die Landflucht und deren Folgen / Ständiges Hin und Her der Bevölkerung

Das ständig wachsende Problem der starken Bevölkerungsfluktuationen in den Oder-Neiße-Gebieten, die sich u. a. als eine Landflucht auswirken, bildet gegenwärtig ein lebhaft von polnischen Zeitungen und polnischen Rundfunksendern diskutiertes Thema. Eine Auswertung dieser Debatten ergibt, daß die Fluktuationen vor allem die jüngeren und mittleren Jahrgänge ergreift, wodurch ein Ansteigen des durchschnittlichen Lebensalters der auf dem Lande verbleibenden Bevölkerung herbeigeführt wird. Hand in Hand mit der Verminderung der ländlichen Arbeitskräfte geht also ein Abfall der Leistungsfähigkeit, welcher wiederum zu einem Absinken der Agrarproduktivität und damit auch zu einer Zunahme der Zuschußbetriebe führt. Diese Entwicklung drückt sich z. B. sehr deutlich in den steigenden Defiziten der Staatsgüter aus.

Interessante Schlaglichter zu diesen Feststellungen veröffentlichte neben einigen anderen Blättern auch die in Grünberg erscheinende „Gazeta Zielonogórska". Sie berichtet, daß allein im Raume Ostbrandenburg 1958 ungefähr tausend Eingaben von Landwirten eingegangen seien, die auf ihre Höfe verzichtet hätten. Es würde in den Landgemeinden bereits von einer „Massenerscheinung" gesprochen. Das Grünberger Blatt bestreitet zwar die Stichhaltigkeit dieser Formulierung, kann jedoch nicht umhin, von einer „gewissen Häufung der Verzicht-Anträge" in den Kreisen Grünberg (121), Sagan (94), Neusalz (93) und Schwiebus (91) zu sprechen, um dann fortzufahren: „. . . Interessant sind die Ursachen des Verzichts, die von den Bauern selbst angegeben werden. An erster Stelle stehen das Alter der Besitzer, schlechter Gesundheitszustand und das Fehlen von Arbeitskräften — am häufigsten infolge des Fortganges der Kinder in andere Berufe.

Die Grünberger Zeitung kommentiert diese Bilanz mit der Bemerkung, daß es keine Gründe gebe, den Menschen nicht zu glauben. Die Arbeit auf dem Lande sei schwer, es fehlten vielfach die Mittel für Investitionen und der „Drang der erwachsenen Kinder nach den Reizen der Stadt" könne nicht abgestritten werden. Hinzu komme der gewichtige Umstand, daß 80 v. Hundert derjenigen, die ihre Wirtschaften verlassen oder verlassen wollen, „Bauern aus Zufall" seien; sie geben ihre mangelnde fachliche Eignung sowie fehlende Kenntnisse und Erfahrungen bei der Bodenbewirtschaftung und Viehhaltung offen zu.

Als „besonders bitter und betrüblich" wird von der polnischen Publizistik die Tatsache bezeichnet, daß nach wie vor Hunderte von Familien aus Dörfern abwandern, in denen sie z. T. erst vor einigen Jahren oder gar Monaten ansässig geworden sind; Menschen, von denen man hätte annehmen können, daß sie gerade in den Oder-Neiße-Gebieten ihre „große Chance" sehen würden. Jetzt kehren sie nach Polen zurück. Ihre Söhne und Töchter findet man in Industriebetrieben.

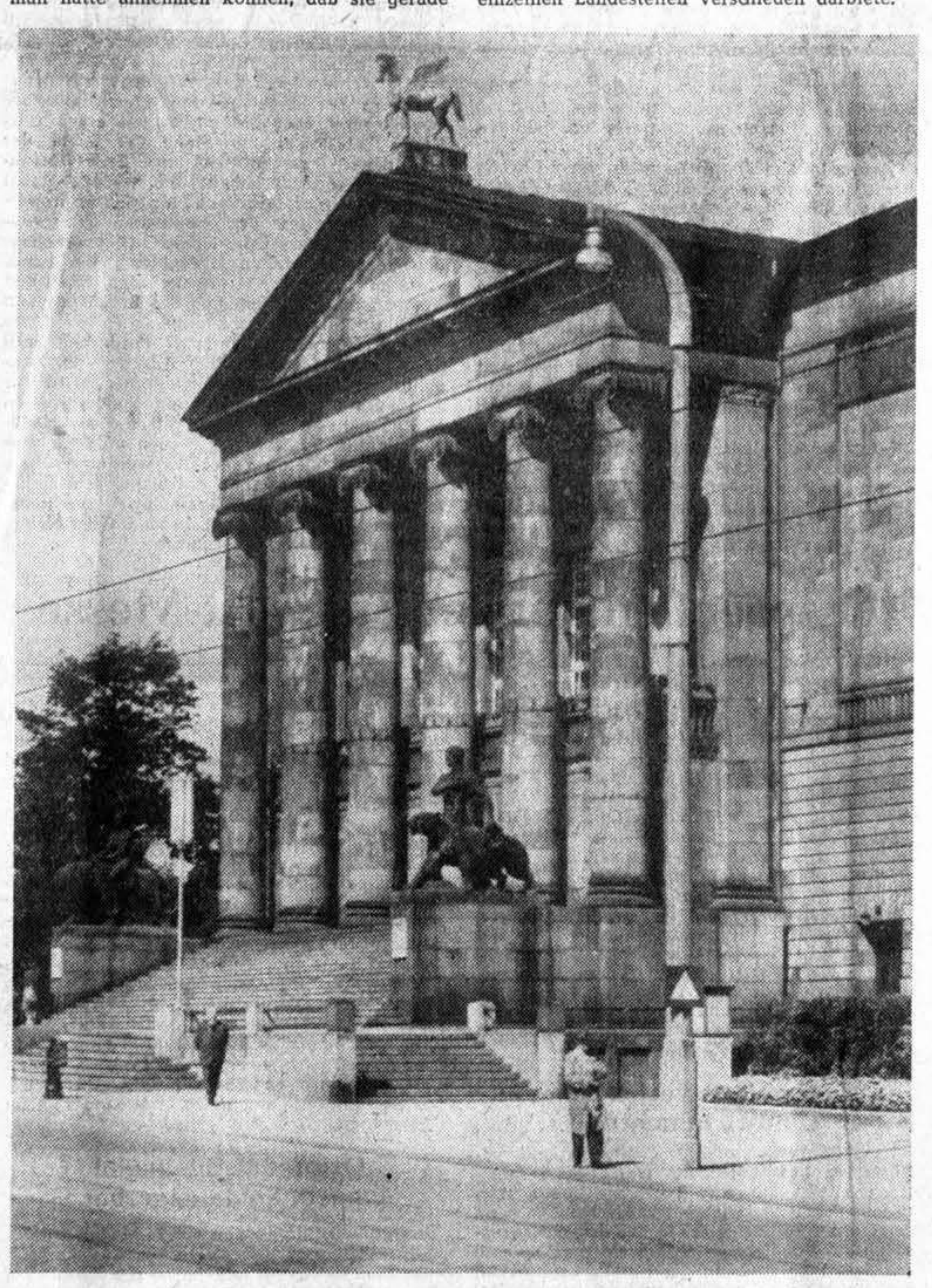
Die Landflucht und ihre Auswirkungen wurden auch vom Breslauer Rundfunk behandelt, der in diesem Zusammenhang harte Worte an die polnischen Bauern richtete, die er „starr", „übersteigert mißtrauisch" und „überempfindlich" nannte. Infolge des „ständigen Hin und Her der Bevölkerung" könne man heute in bestimmten Gebieten Land zu Spottpreisen erwerben; das deute nicht zuletzt auf eine „geringe Verbundenheit mit dem Lande" hin. Das Problem der Landflucht werde noch unabsehbare Zeit zu den zentralen Problemen Polens gehören. Man dürfe daher auch nichts überstürzen, sondern müsse — „in tiefgründiger Arbeit die besondere Situation des Dorfes und seiner Menschen untersuchen", die sich in den einzelnen Landesteilen verschieden darbiete.

„Unüberlegte Versprechungen"

„Wann werden die Versprechungen ein Ende nehmen?", fragt die in Danzig erscheinende polnische Zeitung „Glos Wybrzeza" in einer Betrachtung über die Mißstände in der einstigen Freien Stadt. Reich an alarmierenden Meldungen und Versprechungen sei der Herbst des vergangenen Jahres gewesen, schreibt das Blatt und erinnert an die Berichte über die katastrophalen Zustände des Danziger Kanalisationsnetzes, die in der Feststellung gegipfelt hätten, der gute Name des Danziges Hafens sei gefährdet. „Man hätte erwarten können, daß nunmehr mit den Arbeiten in vollem Umfange begonnen wird", meint die Zeitung, um sodann zu erklären, daß ein neues Hindernis aufgetaucht sei, nämlich das Fehlen der Pläne: „Dergestalt wurde die erste für unsere Stadt so wesentliche Absicht ein gewöhnliches Versprechen." Nicht weniger laut habe man eine „Europäisierung" der Hauptstraße Danzigs bis Langfuhr und Oliva erörtert und entsprechende Absichten geäußert. Aber auch hier habe sich wieder gezeigt, daß „all dieses unüberlegte Versprechungen" waren. Das seien nur zwei Beispiele für Versprechungen, erklärt die Zeitung abschließend. Ihre Liste sei noch nicht vollständig und werde ohne Zweifel erweitert.

Rückwanderung zahlreicher Ukrainer

Wie aus allgemein gut unterrichteten polnischen Exilkreisen verlautet, sind im Verlaufe der letzten beiden Jahre mehr als 2000 ukrainische Familien aus Ostpreußen allein in den Kreis Wlodawa zurückgekehrt, aus dem sie 1947 ausgesiedelt worden waren. Durch ihre Rückwanderung sei — so heißt es in den polnischen Berichten weiter — eine „allgemein schwierige Situation" entstanden, da von den seinerzeit verlassenen ukrainischen Gehöften viele verfallen sind bzw. in andere Hände übergegangen waren. Die Nachbarn hätten die Rückkehr der Ukrainer „mit sehr gemischten Gefühlen" gesehen.



Posen 1959 / *Die Oper ist bis heute der Mittelpunkt des geistigen Lebens geblieben. Der Spielplan ist großzügig in der Art seiner Zugeständnisse an ausländische Besucher. In der Spielsaison des Herbstes stand u. a. Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel" auf dem Spielplan (siehe Reportage Seite 3).* Foto Schneege

Millionenverluste in Braunsberger Gerberei

Braunsberg sei einmal das „Klein-Athen des Nordens" genannt worden; heute erinnere Braunsberg aber mehr an die Ruinen der Akropolis als an das gelehrte Athen. Das stellt die Allensteiner Zeitung „Glos Olsztynski" fest. Das Blatt berichtet sodann über den Teilaufbau einiger Industriebetriebe, insbesondere der Gerberei, in der mehr als 200 Personen beschäftigt seien. Eine kürzlich durchgeführte Inspektion habe allerdings allein für das Jahr 1958 Verluste in Höhe von über 1,3 Millionen Zloty ergeben. Das Versagen der Betriebsführung sowie mangelhafte Verarbeitung der Häute und unsachgemäße Lagerung hätten zu diesen Schäden geführt. Mehrfach sei von den vorgesetzten Behörden die Ablösung einer Reihe leitender Angestellter gefordert worden; diesen Wünschen habe man bis heute „wegen Kaderschwierigkeiten" nicht entsprochen. „Glos Olsztynski" bemerkt, daß es „eine sehr bedenkliche Erscheinung" sei, wenn es obersten Kontrollinstanzen nicht gelinge, ihre Empfehlungen und Beschlüsse in die Tat umzusetzen.

Stilliegende Industrie-Objekte

Die „Trybuna Ludu" nimmt in einem längeren Beitrag unter der Überschrift „Dunkle Flecken in einer hellen Landschaft" Stellung zu den ungenützten Industrie-Objekten in den Oder-Neiße-Provinzen. Das Blatt bemerkt, daß es noch eine ganze Reihe „herrenloser" Objekte gebe, die entweder als Lagerräume genutzt werden oder auch ganz leer stehen. Dann aber existierten auch Objekte, die als „bewirtschaftet" geführt werden; doch bei genauerem Hinsehen zeige es sich, was das für eine „Bewirtschaftung" sei: die Ausnutzung entspreche nicht im mindesten den tatsächlichen Möglichkeiten. Über die vergeblichen Bemühungen einsatzfreudiger Unternehmer, von den zentralen Instanzen die Erlaubnis zur Nutzung dieses oder jenes Objektes zu erwirken, bemerkt das Warschauer Blatt wörtlich: „Die Beamten ziehen Grimassen, die Anträge passen ihnen nicht, und wenn sie sich heute vielleicht auch einverstanden erklären, so erklären sie schon morgen etwas anderes, z. B. daß das Objekt doch nicht recht passe, daß es zu weit entfernt, daß es zu groß oder zu klein sei und überhaupt: warum denn . . . ? Und wenn sie endlich einen Entschluß fassen, beginnt der sprichwörtliche Tanz um die Termine, und der Verlauf der ganzen Angelegenheit drängt unwillkürlich den Gedanken an eine Fliege auf, die auf Pech spazieren geht."

Wohnungsmangel führt zum Abzug von „Repatrianten"

Das in Allenstein erscheinende Parteiblatt „Glos Olsztynski" berichtet über Schwierigkeiten, die sich immer wieder bei der Einweisung von „Repatrianten" aus des UdSSR ergeben. Die Vermittlung von Arbeitsplätzen gehe vielfach rasch vonstatten, doch erweise es sich dann erst, daß nur eine behelfsmäßige Unterbringung möglich ist. In diesen Fällen ziehen es die Umsiedler zumeist vor, zu ihren Familienangehörigen oder auch anderswohin weiterzuziehen. Gleichzeitig legten sie aber auch eine betonte Abneigung gegen die Einweisung in Produktionsgenossenschaften an den Tag, und zwar selbst dann, wenn ausreichender Wohnraum zur Verfügung gestellt wird.

Neue Weichselbrücke

Die polnische Presse berichtet von einem Plan, zwischen Kulm und Schwetz eine neue Weichselbrücke zu errichten. Mit dem Bau, der drei Jahre dauern soll, soll bereits im Frühjahr begonnen werden. An Baukosten wird der Betrag von 20 Millionen Zloty angegeben.

In Polen wird heute wieder diskutiert

Geistige Elite Polens interessiert an Kontakten mit dem Westen

In Polen beginnt heute die Zeitrechnung mit 1956. Fast in jedem Gespräch, das man als Westeuropäer in Warschau oder Krakau oder sonst irgendwo in Polen hat, heißt es wieder und wieder „seit Gomulka kam" oder „seit dem achten Plenum" oder „seit Posen". Die Freiheit, mit der heute in Polen gesprochen, kritisiert wird, ist für den Besucher aus dem Westen erstaunlich. Dabei sind die Offenheit und Aufgeschlossenheit bei Kommunisten und Nichtkommunisten gleich groß.

Man gibt offen zu, was vor 1956 falsch gemacht worden ist, aber auch daß in dem Eifer, mit dem nun auf einmal alles völlig anders gemacht werden sollte, manchmal auch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Man sagt voller Stolz, daß man sich heute in Polen nicht mehr fürchten muß. Allerdings wird einem aber auch gerade von denen, die mit der größten Offenheit sprechen, gesagt: „Daß wir heute atmen können, verdanken wir Chruschtschow", und „merkt denn der Westen nicht, daß er mit seiner dauernden Kritik an Chruschtschow nur den Stalinisten hilft?"

Die Diskussionsfreiheit erstreckt sich vorläufig freilich nur begrenzt auf das geschriebene Wort. Marek Hlaskos Film „Der achte Wochentag" ist immer noch verboten —, aber über das Verbot wird offen gesprochen. Dabei ist man allerdings der Meinung, daß Polen bessere Schriftsteller hat, die es wert wären, in Deutschland bekannt zu sein, wie z. B. die katholische Schriftstellerin Maria Dombrowska oder der Schriftsteller Adolf Rudnicki.

Die moderne amerikanische, englische, französische und deutsche Literatur ist bekannt. Übersetzungen der Werke der Weltliteratur kann man in allen Buchauslagen sehen. Über Pasternak wird mit Begeisterung gesprochen. In einer katholischen Zeitschrift sah ich Übersetzungen von Werken von Heinrich Böll, Elisabeth Langgässer, Albrecht Goes, Dieter Meichsner, Alfred Döblin und Ernst Wiecherts „Missa sine nomine" angekündigt.

Man diskutiert offen über die Propaganda und Schlagwort-Müdigkeit der Menschen, und selbst am ersten Mai sah man verhältnismäßig wenig Transparente an den Häuserwänden. Man ist interessiert an der modernen Zeitungstechnik kapitalistischer Länder, und man erzählt hübsche und witzige Geschichten über die Kinder, die sich auf ihre Art gegen politisierende Märchen- und Kinderbücher zur Wehr setzen, wie z. B. die von dem kleinen sechsjährigen Mädchen, das von der Mutti ein Märchen vorgelesen haben möchte, „aber bitte nichts mit Kapitalismus und Marxismus".

Daß die Offenheit in der Kritik ganz allgemein ist, konnte ich unter anderem in Krakau feststellen bei dem jungen, intelligenten Taxichauffeur, der uns in den völlig neu aufgebauten Arbeitervorort Nowa Huta — mit einem der größten Hüttenwerke Polens — fuhr. Meilenweit erstreckten sich die Neubauwohnblocks, die älteren im reinsten Stalin-Monumentalstil, die neuen schön klarlinig, mit geschmackvoller Ausnützung von verschiedenfarbigen Türen, Balkons usw. Voller Verachtung machte sich der junge Mann über diese alten Beispiele des „sozialistischen Realismus" lustig und war ganz stolz darauf, daß man jetzt in Polen anders und modern baut. Er fuhr in Krakau voller Absicht durch zerbombte, ärmliche Hinterstraßen, denn ich sollte alles sehen, auch das, was noch nicht gut ist! Auch sonst machte er aus seinem Herzen ganz und gar keine Mördergrube.

Die geistige Elite Polens ist sehr interessiert an Kontakten mit dem Westen, vor allem auch mit der Bundesrepublik. Sie bedauert es, daß sich für sie das Bild Deutschlands nur aus der Sicht der DDR darstellt. Sie ist interessiert an einem Austausch von Zeitungen und Zeitschriften, und sie würde genau so gern Aufführungen namhafter westdeutscher Bühnen sehen, wie z. B. die Aufführungen des Dresdner Staatstheaters, das während meines Aufenthaltes gerade mit Ernst Tollers „Feuer aus den Kesseln" gastierte. Auch an einem Filmaustausch wäre sie interssiert.

In Warschau gibt es verschiedene große, allen zugängliche Cafés und Clubs, in denen man nicht nur alle namhaften Zeitungen und Zeitschriften der Ostblockländer, sondern auch Europas und Amerikas kaufen und lesen kann. Auch in den großen Hotels liegen westliche Zeitungen und Zeitschriften aus.

Diese für einen Ostblockstaat große geistige Freiheit und Aufgeschlossenheit bedeutet freilich nicht, daß die Polen zu den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen von vor 1939 zurückkehren möchten.

„Gesellschaftliche Offensive" gefordert

Anknüpfend an Empfehlungen des stellvertretenden Staatsrats-Vorsitzenden, Prof. Kulczynski, während der diesjährigen polnischen sogenannten „Woche der Westgebiete" in den Oder-NeißeProvinzen eine „stärkere gesellschaftliche Aktivität und Initiative zu entfalten", führen Rundfunk und Presse gegenwärtig einen neuen „Aufklärungs-Feldzug" durch. Es geht dabei um die Unterrichtung der Bevölkerung über „Möglichkeiten einer stärkeren Betätigung im Sinne der Ziele der Gesellschaft zur Entwicklung der Westgebiete". Besonders ausführlich werden dabei u. a. Fragen der „richtigen Entwicklungsproportionen" zwischen den polnischen Wojewodschaften und den Oder-Neiße-Gebieten behandelt; darunter fallen 1. Probleme der Landwirtschaft, 2. die „Aktivierung" der Häfen und Küstengebiete, 3. Probleme des Bergbaues und 4. kulturelle Angelegenheiten.

Im Zusammenhang mit der Forderung nach Schaffung „wirtschaftlicher Anreize" für Angehörige bestimmter Mangelberufe wird zur Zeit auch die Einführung von Sonderprämien und Gehaltszulagen diskutiert, die an Handwerker und Facharbeiter in den polnisch verwalteten Gebieten gezahlt werden sollen. Ebenso ist man bemüht, die bisher sehr unbefriedigend verlaufene Ansiedlung von Repatrianten aus der UdSSR in den Oder-Neiße-Gebieten verstärkt fortzuführen.

„Wir haben keine Kraft mehr . . ."

Tragödie der polnischen Bauern / Ein Beispiel für viele

Das polnische Parteiblatt „Glos Olsztynski" berichtet in einer ausführlichen Reportage über die Tragödie der in Ostpreußen angesiedelten polnischen Bauern und zieht an Hand eines besonders charakteristischen Falles eine sehr traurige Bilanz der vierzehnjährigen polnischen Herrschaft in Ostpreußen.

Der polnische Reporter berichtet: Nun sitze ich in der schmutzigen und engen Kammer und lausche der wenig erbaulichen Erzählung:

Einige Jahre nach Eintreffen in Gehlenburg nahm man uns die Scheune fort, und ohne Scheune gibt es doch keine Landwirtschaft.

Wie konnte das geschehen, frage ich.

Nun, der Dorfschulze hatte beschlossen, eine eigene Landwirtschaft anzulegen und brauchte dazu eine Scheune. Da wir benachbart sind, paßte ihm unsere Scheune am besten, und da der Zufall es wollte, daß die Tochter des Dorfschulzen von Gehlenburg Bürgermeister der Kreisstadt war, so war, kaum daß wir uns versahen, alles erledigt.

Kurz darauf begann die Aktion der Arrondierung der landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaften, dabei nahm man uns 3 ha Land und den Rest der Gebäude fort. Irgendwie kamen wir zu einer Wohnung mitten im Ort, mit einem kleinen Stall, aber bis zum Schluß blieben wir ohne Scheune. Trotzdem erarbeiteten wir uns vier Kühe und zwei Pferde. Aber wie soll man da wirtschaften, wenn ein Teil der Ernte bei einem Nachbarn untergebracht ist und der andere Teil bei einem zweiten am anderen Ende des Ortes und ein dritter Teil auf dem Felde? Unsere langjährigen Bemühungen um Zuteilung einer Scheune blieben ohne Erfolg.

So verzichteten wir am 1. Januar 1959 auf die Landwirtschaft. Wir haben keine Kraft zur Arbeit mehr. Übrigens sind wir kinderlos, und die zwei Waisen, die wir erzogen haben, sind erwachsen und arbeiten für sich, eine in Warschau, eine in Nieden.

Ich warf ein: Man hat euch doch schließlich auf eine Intervention unserer Zeitung hin eine Scheune zugeteilt, und zwar gerade die, um die es euch ging?

Ach, Herr, was war das damit für ein Theater! Gewiß, die Scheune teilte man uns zu, aber davon erfuhren wir erst vor einigen Wochen . . .

Der polnische Berichterstatter versuchte im Laufe des Gespräches dem unglücklichen Bauern nahezulegen, die Verzichterklärung zurückzuziehen. Dieser reagierte darauf recht sauer:

Sie haben gut reden. Sie bilden sich ein, daß ein Bauer in einem Amt wie ein Herr behandelt wird. Ja, Ihnen macht man sicherlich schöne Verbeugungen, bittet Sie schön — aber uns . . . darüber lohnt's nicht zu reden. Kürzlich erfuhren wir z. B., daß in Gehlenburg einige landwirtschaftliche Gebäude zum Verkauf bestimmt worden seien. Wir fuhren in dieser Angelegenheit zur Kreisverwaltung. Ja, gewiß, sagte uns dort der Beamte, man plant es, kommt so in zwei Wochen wieder. Man sagte es uns und wir kamen wieder. Da fingen sie an, unsereinen von eines Zimmer ins andere zu schicken. Und immer zeigte es sich, daß es gerade ein anderer Beamter war, der dafür zuständig war. Wir verließen das Amt völlig benebelt.

Unsere Heimat heute

Russische Touristengruppen sollen im kommenden Sommer in verstärktem Maße das von Polen verwaltete Ostpreußen besuchen. Es sind bisher 13 Reisegruppen zu je 20 „Touristen" vorgesehen.

In Allenstein, Ostpreußen, wurde von seiten des sowjetischen Generalkonsulats in Danzig eine Überprüfung der Personen mit doppelter Staatsangehörigkeit, d. h. der polnischen und sowjetischen, vorgenommen. Vor die Entscheidung gestellt, sich für eine der beiden Staatszugehörigkeiten zu erklären, verzichteten fast alle auf die sowjetische Staatsbürgerschaft.

Eine Preissenkung für überlagerte Textil- und Konfektionswaren, die in Allenstein (Ostpreußen) vorgenommen wurde, blieb ohne Wirkung, da die besagten Artikel in den staatlichen Verkaufsstellen nicht vorhanden sind.

In Königsberg, im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens, wurde ein Protokoll über die Stromlieferungen aus dem sowjetisch besetzten ins polnisch besetzte Ostpreußen unterschrieben. Die Aufnahme der Stromlieferung ist für Oktober dieses Jahres vorgesehen.

Eine groß aufgezogene Fremdenverkehrswerbung der derzeitigen polnischen Verwaltung des südlichen Ostpreußens ist durch den Mangel an Unterkunfts- und Verpflegungsmöglichkeiten gefährdet.

Der erste Selbstbedienungsladen in Allenstein mit einem Monatsumsatz von 360 000 Zloty ergab nach mehrmonatiger Tätigkeit keinen Fehlbestand. Die polnische Presse will u. a. daraus ableiten, daß die in Allenstein zur Zeit üblichen Fehlbestände in den staatlichen Läden auf die Unehrlichkeit der Verkäufer zurückzuführen seien.

Die Schulraumnot in Neidenburg zwang die Eltern zu einer „freiwilligen" Dauerausgabe, um damit einen Schulbau zu finanzieren, für den trotz dringender Bedürfnisse keine Staatsmittel ausgeworfen werden konnten.

Die Allensteiner Molkereien haben in den letzten Monaten trotz großen Eigenbedarfs — den Käseexport nach Ägypten, England und in die Bundesrepublik aufgenommen, um damit Devisen hereinzubringen.

Die Allensteiner Verwaltung der Landgenossenschaften hat einen Autobus in Betrieb gesetzt, der eine komplette zahnärztliche Ausrüstung erhält. Genossenschaftsmitglieder werden in dieser fahrbaren Klinik zu ermäßigten Preisen behandelt. Freie Bauern werden gezwungen sein, überhöhte Gebühren zu zahlen.

OSTPREUSSEN-WARTE

Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen

Schriftleitung E Knobloch Verlag: Elchland-Verlag Göttingen Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J Guttenberger Braunschweig

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine mbH. Göttingen. Maschmühlenweg 8/10

Ausgabe Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl 9 Pfg Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68, Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10.

Ostpreußen auf der Südwest-Messe

SCHWENNINGEN. Die Stadt Schwenningen am Neckar führt in der Zeit vom 13.—21. Juni 1959 die 5. Industrie-, Handels- und Gewerbemesse „Südwest stellt aus" durch, die von Kurt Georg Kiesinger, dem Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, eröffnet wird. Es werden jedoch nicht nur über 700 Firmen des In- und Auslandes einen Überblick über ihre Erzeugnisse und deren Qualität geben, sondern zahlreiche Sonderschauen dazu die Bedeutung dieser großen Regionalmesse unterstreichen. In einer der neunzehn Messehallen ist so auch den Landsmannschaften der Heimatvertriebenen Raum gegeben worden, in dem sie den Besuchern ihre unvergessene Heimat nahebringen können. Von dieser Gelegenheit werden auch die Ostpreußen Gebrauch machen, die zugleich hoffen, mit vielen Landsleuten zusammenzutreffen, zumal am 17. Juni eine Großkundgebung der Heimatvertriebenen auf dem Messegelände stattfinden wird.

Hoffnungen vertriebener Landwirte unerfüllt

Die Hoffnungen der vertriebenen und geflüchteten Landwirte auf eine Verbesserung ihrer Altersversorgung haben sich auch nach der jüngsten (2) Lesung der 11. Novelle zum LAG nicht erfüllt. Der Lastenausgleichs-Ausschuß des Bundestages sprach sich nur für eine geringfügige Erhöhung der Unterhaltshilfe und Anhebung der Entschädigungsrente aus. Der Hauptforderung der vertriebenen Bauern auf Anrechnung der Kriegsschadensrente für alle ehemaligen Selbständigen sowie auf Zuerkennung der Unterhaltshilfe an diesen Personenkreis auf Lebenszeit wurde nicht entsprochen. In diesem Zusamenhang ist seitens des vertriebenen Landvolks die Durchführung einer Kundgebung für den 21. Juni d. J. in Bad Godesberg geplant, auf der die Öffentlichkeit mit der Lage bzw. den Forderungen der vertriebenen und geflüchteten Landwirte vertraut gemacht werden soll.

Das Prämiensparen beginnt

Das Sparprämiengesetz ist im Bundesgesetzblatt veröffentlicht worden und damit in Kraft getreten. Private Sparer, die bereit sind, ihr Geld auf fünf Jahre festzulegen, erhalten künftig vom Staat eine Prämie von 20 Prozent des Sparbetrages. Unverheiratete können jährlich höchstens 120 DM, Verheiratete 240 DM Prämie erhalten. Verheirateten mit drei und mehr Kindern wird eine Prämie von 360 DM eingeräumt. Um diese Prämie in voller Höhe ausschöpfen zu können, müssen Unverheiratete jährlich 600 DM, Verheiratete mit bis zu zwei Kindern 1200 DM sparen.

Ostpreußische Jugend pflegt Soldatengräber

Ostpreußische Jungen und Mädel planen auch für dieses Jahr eine Kriegsgräberfahrt nach Dänemark. Vorgesehen ist der Einsatz auf den Friedhöfen in Hilleröd, Karup, Grove, Ringköbing und Oxböl. Die Friedhöfe in Hilleröd und Karup werden vollständig überholt, die übrigen gepflegt und geschmückt. In Karup und Grove sollen neue Kreuze aufgestellt werden.

PRESSESPIEGEL

Wiedervereinigung wird unmöglich gemacht

„In den letzten Jahren ist im Westen viel geschehen, was die Fanfarenbläser des kalten Krieges Aufweichung nennen und was nur bedeutet, daß einige intelligente Leute den Unterschied zwischen Wunschbild und Wirklichkeit zu begreifen beginnen. Auch heute sprechen Leute Wahrheiten aus, die man aus ihrem Munde nicht erwartet hätte. Noch ehe die Krankheit John Foster Dulles niederwarf, legte er dar, daß freie Wahlen nicht am Anfang der Wiedervereinigung zu stehen brauchten. Und wenige Monate später wies ein führender amerikanischer General überzeugend nach, daß ein Rückzug russischer Truppen über die Oder und westlicher Truppen über den Rhein keine Schwächung des Westens bedeuten würde. Wieder kann ein Mensch mit geschichtlichem Empfinden unmöglich den Gedanken verscheuchen, wie anders die Entwicklung der Weltpolitik gegangen wäre, wenn schon 1952 ein amerikanischer Staatssekretär und ein amerikanischer Oberbefehlshaber solche Einsichten kundgetan hätten. Gewiß, auch heute noch sind ihre neugewonnenen Erkenntnisse nützlich, ja, unentbehrlich. Aber wie sehr hat sich auch inzwischen der Himmel über Deutschland verdunkelt! Um wieviel weniger läßt sich heute mit diesen Einsichten erreichen als damals! Und noch immer hat die einfache weltpolitische Wahrheit ihren Segen erst halb errungen. Die Westmächte haben in Genf einen Plan vorgelegt, der gewiß außerordentliche Fortschritte enthält. Aber zum Schluß fordert er wieder ein vereinigtes Deutschland solle sich dafür entscheiden dürfen, daß es in das atlantische Bündnis eintrete. Noch immer also gibt man glühende Liebeserklärungen für die Wiedervereinigung ab und macht die Wiedervereinigung gleichzeitig unmöglich."

„Die Welt", Hamburg

Einzig weiser Kurs

„Die Westdeutschen müssen wissen daß, wenn sie sich an die NATO klammern, die Versuchung ihrer Alliierten, die Teilung Deutschlands zu akzeptieren, wachsen könnte. Deutschlands Alliierte müssen wissen, daß, wenn sie fortfahren, der deutschen Wiedervereinigung unmögliche Bedingungen aufzuerlegen, das deutsche Volk skeptisch werden wird und dies eines Tages zu einer deutschen Regierung führen kann, die zu verzweifelten und gefährlichen Manövern ihre Zuflucht nehmen würde. Der einzig weise Kurs besteht darin, geduldig nach einem vereinigten Deutschland zu streben, das frei und demokratisch ist, aber neutral."

The Observer, London

Franzosen bestreiten Heimatrecht

„Die vom polnischen Staat verwalteten Gebiete, in denen es keine Deutschen mehr gibt, sind von Polen zur Geltung gebracht worden und haben einen mächtigen wirtschaftlichen Antrieb erhalten. Muß das Provisorium jetzt nicht sanktioniert werden? Das glaubt General de Gaulle. Eine Bemerkung bei seiner Pressekonferenz hat die Bundesrepublik von Bonn aufgefordert, die vollendeten Tatsachen zu akzeptieren. Diese Erklärung hat jenseits des Rheins heftige Proteste ausgelöst. Sie kam indes zur rechten Zeit, denn es ist von Wichtigkeit, einer Unsicherheit ein Ende zu bereiten, die bei den Polen Unruhe schafft und internationale Komplikationen auslösen kann. Polen, das jahrhundertelang von seinen westlichen Nachbarn bedroht wurde, erregt sich mit Recht über die ungewisse Situation, die es im Hinblick auf die Gebiete ertragen muß, die ihm früher gehört haben und deren Wiedererlangung für Polen einer Lebensnotwendigkeit entspricht. Am Vorabend der bevorstehenden Konferenz sollte dieses Element der Zwietracht zwischen den Großmächten verschwinden. Die östlich der Oder und Neiße gelegenen Gebiete sind heute völlig polnisch. Sie haben sich seit 1945 in glücklicher Weise entwickelt. Die zwischen Germanen und Slawen errichtete Grenze sichert in einem gefährlichen Gebiet Europas die wünschenswerte Ruhe. Sie verdient es, im Interesse des allgemeinen Friedens aufrechterhalten zu werden."

L'Aurore, Paris

Die zweite Dividende

„Es ist eines der Ziele der gegenwärtigen diplomatischen Deutschland-Offensive des Kreml, die Westmächte endlich zum Geständnis zu zwingen, daß auch sie die Oder-Neiße-Grenze anerkennen. Dieses Geständnis haben die Westmächte seit Jahr und Tag vermieden, indem sie sich seit 14 Jahren, nämlich seit Kriegsende, weigerten, irgendeinmal einen Friedensvertragsentwurf vorzulegen. In einem solchen Dokument hätte die Grenzfrage nicht mehr verschwiegen werden können. Neben dem Zugeständnis einer baldigen Gipfelkonferenz wird das Offenbarwerden der Haltung der Westmächte zur Oder-Neiße-Grenze die zweite Dividende sein, die die Sowjetunion einheimst."

Die Tat, Zürich

Eine Illusion

„Es ist eine die Wirklichkeit verfälschende Illussion, verstärkte Sicherheit zu erwarten, wenn wir uns mit nuklearen Waffen ausrüsten (ohne es im übrigen „genügend" zu können); das Gegenteil trifft zu: wir verschärfen das Spannungsfeld und wir gefährden uns endgültig, mit der Aussicht auf radikalste Existenzvernichtung, für den Fall eines etwa tatsächlich ausbrechenden Konfliktes."

„Die Friedensrundschau", Hamburg

Bahnstrecken unbenutzbar

Nach amtlichen polnischen Mitteilungen sind im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens noch 550 km des Eisenbahnnetzes nicht benutzbar. Es handelt sich u. a. um die Abschnitte Lötzen—Fischborn über Arys—Johannisburg; Wormditt—Mohrungen über Liebstadt; Rastenburg—Schlobitten über Rössel; Heilsberg—Wormditt; Angerburg—Goldap. Die polnischen Verlautbarungen nennen das Jahr 1975, bis zu dem genannten Eisenbahnstrecken in Betrieb gesetzt werden sollen.

Ostpreußens blutende Grenze

Heute an der sowjetisch-polnischen Demarkationslinie - Tote Zone entlang der Grenze

Mitten durch Ostpreußen geht seit 1945 eine widersinnige Grenzlinie, die das immer einheitlich gewesene Land in eine sowjetische und eine polnische Verwaltungszone teilt. Immer wieder stand diese Grenze seit Kriegsende im Blickpunkt der Entwicklung in Osteuropa. Es gab Zeiten, wo man die Demarkationslinie überschreiten konnte, wenn die entsprechenden Visa vorlagen. Sogar Westberliner Besucher hatten im Vorjahr Gelegenheit, bei einer Reise nach Süd-Ostpreußen einige Kilometer in das russische Verwaltungsgebiet zu gelangen. Dann wieder gab es lange Perioden, in denen diese Grenze von beiden Seiten hermetisch abgeriegelt wurde.

Und wie sieht es heute dort aus? Einmal hieß es, eine polnische Delegation aus dem Allensteiner Gebiet sei nach Königsberg gefahren. Und zum anderen teilte man mit, auf der sowjetischen Seite sei die Demarkationslinie nun wie gegenüber anderen Staaten völlig zur Staatsgrenze gemacht worden. Wir haben in Berlin mit Umsiedlern gesprochen, die erst in den letzten Tagen aus Ostpreußen oder dem Memelland gekommen sind. Sie berichten uns folgendes.

Es stimmt, daß auch der kleinste Grenzverkehr heute zwischen Nord- und Südostpreußen unmöglich ist. Westlichen Besuchsreisenden wird schon lange von sowjetischen Konsulaten oder Botschaften keine Genehmigung mehr dafür erteilt. Und mit offiziellen polnischen Besuchen ist es auch vorbei. Die Sowjetunion hat vielmehr angeordnet, das gesamte Grenzgebiet auf ihrer Seite neu zu organisieren. Zum direkten Grenzgebiet, in dem nur Menschen mit besonderer Aufenthaltsgenehmigung leben dürfen, wurde ein Streifen von sieben Kilometern längs der Demarkationslinie bestimmt. Dort leben nur solche Zivilisten, die für die Truppen tätig sind oder auf Kolchosen bzw. Sowchosen arbeiten. Es handelt sich außerdem dabei — und das ist neu — um Personen, die in den Vorjahren in den russischen Besatzungsstreitkräften in Nord-Ostpreußen dienten und sich nach der Entlassung bereiterklärten, dort zu bleiben. Wer von diesen heiratete, darf seine Familie auch im Grenzgebiet bei sich behalten. Sonst ist es auffallend, daß in den letzten Monaten einige Tausend aus dem 7-km-Grenzbezirk entfernt wurden, die als nicht völlig zuverlässig gelten, schon einmal beim Schmuggel mit Polen erwischt wurden oder nicht unter die oben genannte Kategorie fallen.

Damit verbunden war eine Verstärkung und Auswechslung der Grenztruppen. Es gibt praktisch bei den Sowjets überhaupt keine der Zivilverwaltung unterstehenden Grenzbeamten. Die Bewachung und Kontrolle wird jetzt ausnahmslos von besonders geschulten Armeeeinheiten ausgeübt. Aus welchem Grund die UdSSR eine Verstärkung der Grenzeinheiten vorgenommen hat, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich wollte man Polen demonstrieren, daß es keine territorialen Veränderungen in Ostpreußen zu Gunsten der polnischen Verwaltung geben wird. In der letzten Zeit hat es mehrfach solche Gerüchte unter der polnischen Bevölkerung gegeben. Unter anderem hieß es, die Sowjetzone werde Teile Ostpommerns, Ostbrandenburgs und Nord-Niederschlesiens erhalten. Als Ausgleich dafür werde Moskau Polen Zugeständnisse in Nord-Ostpreußen machen. Dagegen ist bekannt, warum Einzelheiten, die bisher im russischen Grenzgebiet eingesetzt waren, ausgewechselt werden. Hatten sich doch in den letzten Jahren trotz aller Verbote Kontakte über die Demarkationslinie hinweg ergeben. Die sowjetischen Grenzer konnten vor allem mit Spirituosen handeln, die in der UdSSR billiger als bei den Polen sind, nachdem die Warschauer Regierung die Preise für Alkohol beträchtlich heraufgesetzt hat. Im Austausch gegen den Schnaps erhielten die Russen von den Polen Lebensmittel, Tabakwaren und Textilien. Das alles verdroß die sowjetischen Sicherheitsbehörden. So kam es jetzt zum Auswechseln der Truppen. Man hat Einheiten aus dem nördlichen Ostpreußen nach hier gebracht, die bisher nur in den oberen Landesteilen stationiert gewesen waren. Zur selben Zeit ging man daran, die Grenzhindernisse einer umfassenden Inspektion zu unterziehen und defekte Stellen neu zu befestigen.

Die uns gegebenen Informationen besagen, daß beispielsweise von Heiligenbeil bis Hermsdorf neue Gräben gezogen worden sind. Auf der Wassergrenze im Frischen Haff wurde die Grenze durch miteinander verbundene Tonnen markiert. Dahinter patrouillieren flachgehende Kutter. Neu ist hier, daß zwischen den Bojen Leuchttonnen angebracht sind, die in kurzen Intervallen das Wasser beleuchten. Außerdem sind die Kutter mit Scheinwerfern ausgerüstet. Auf der Frischen Nehrung ist das schmale Grenzstück durch einen besonders tiefen Graben unpassierbar gemacht worden. Auf der russischen Grabenseite befindet sich jetzt außerdem ein mit elektrischem Strom geladener Drahtzaun.

Von Hermsdorf bis Stablack wimmelt es von sowjetischen Soldaten im Grenzbezirk. Zinten und Rossitten sind Garnisonstädte geworden, wo man kaum noch Zivilisten findet. Zwischen der Eisenbahnstrecke Stablack—Rossitten unweit der Grenze ist ein ganzes System neuer Hindernisse entstanden. In einigen Fällen verlegte man die Grenze um ein paar Meter vor oder zurück, um bessere Standorte für die meterhohen Stacheldrahthindernisse zu haben. Auch die Straßensperren werden überall erneuert. Die Straße Zinten—Tiefensee (also von Nord- nach Süd-Ostpreußen) ist gleich durch dreierlei unpassierbar gemacht worden, durch Aufreißen, durch Anlegen mehrerer Baumsperren und durch Aufstellen neuer Spanischer Reiter. Außerdem besteht hier natürlich auch ein Graben mit Stacheldraht. Ebenso hat man mit den beiden nach Preußisch-Eylau verlaufenden Straßen verfahren.

Die Sicherheitsbehörden haben jetzt weiter angeordnet, eine Anzahl von Bäumen an der Grenze auf russischer Seite abzuholzen. Bisher war das anders. Die Sowjets hatten nicht viele hölzerne Wachtürme gebaut. Sie schickten ihre Soldaten in hohe oder alte Bäume, wo man ihnen auf den Ästen Ausguckposten zimmerte. Das ist jetzt vorbei, weil im Sommer das Laub eben doch stört, obwohl Äste, die die Sicht behinderten, abgesägt wurden. An der Demarkationslinie entstehen zur Zeit neue Wachtürme wie an den anderen sowjetischen Grenzen. Die Türme sind mit Telephon und Scheinwerfern ausgerüstet.

Von der Ortschaft Waldkerme, Landkreis Angerburg, ist von polnischer Seite aus beobachtet worden, daß die Russen auch den geackerten und geeggten Grenzstreifen beträchtlich erweitert haben. Bekanntlich wendet man dieses Verfahren an, um festzustellen, ob die Grenze doch einmal überschritten worden ist. In Groß-Pentlack auf der nördlichen Seite haben die Russen eine Ausbilderschule für Diensthunde eingerichtet. Die Bluthunde werden jetzt verstärkt entlang der gesamten Demarkationslinie eingesetzt. Allerdings liegen schon Beschwerden von polnischer Seite vor, daß sich einige Tiere losgerissen hätten, über die Grenze gekommen wären und dort Bauern bei der Arbeit angefallen hätten. Offensichtlich sind die bis jetzt eingesetzten Tiere schlecht ausgebildet. Ferner zeigen diese Vorfälle, daß die Grenzhindernisse nicht unüberwindbar sind. Die Russen interessierten sich deswegen auch nur für diese Seite der Vorfälle, indem sie nach den letzten undichten Abschnitten suchten.

Man findet heute weiter im östlichen Grenzbezirk — etwa in der Umgebung von der Rominter Heide zwischen Kudern und Ebershagen — auch weite Strecken, wo auf russischer Seite Soldaten in regelrechten Erd- und Schützenlöchern zur Grenzbewachung aufgestellt sind. Es handelt sich hier um Gebiete, wo die neuen Wachtürme noch nicht sehr zahlreich sind und vor allem weit auseinander stehen. Ferner ist es in den Gebieten, wo noch nicht genügend Scheinwerfer installiert sind, üblich, daß zu den Nachtstunden massenweise Leuchtraketen in den Himmel geschossen werden. Weiter ist es charakteristisch für die neue Situation, daß das sowjetische Oberkommando in Nord-Ostpreußen befohlen hat, die Truppenübungsplätze möglichst in die Nähe der Grenze zu verlegen. Dies stellt eine doppelte Sicherung dar. Wird doch auch das Gebiet von Truppenübungsplätzen hermetisch abgeriegelt, so daß die nur von Militär beherrschte Zone entlang der Grenze von Rominten bis zum Frischen Haff immer breiter wird. Außerdem hat diese Anordnung noch den Vorteil, daß im Inneren des nördlichen Ostpreußen angelegte Manövergebiete endlich aufgelöst und wieder bewirtschaftet werden können. Bekanntlich hat man ja dort große Bezirke, die früher nur landwirtschaftlich genutzt wurden, zu Truppenübungsplätzen gemacht.

Ähnlich wie im Sudetenland haben die Sowjets weiter Anweisung gegeben, die im näheren Grenzbereich gelegenen verfallenen, beschädigten und unbewohnten Gebäude zu sprengen. Offensichtlich sieht man in diesen Häusern eine Möglichkeit für Grenzgänger, sich vor oder nach Überschreiten der Grenze zu verbergen. Diese Aktion ist mit der Erweiterung des Minengürtels verbunden. Frühere Wege und Straßen, die nicht von den Truppen benutzt werden, müssen mit Tellerminen versehen werden. Wir Ostpreußen müssen also damit rechnen, daß in der 7-km-Grenzzone die meisten bewohnten Häuser vernichtet werden, die als Unterschlupf für illegale Grenzgänger dienen könnten. Es ist aber anzunehmen, daß nur solche Gebäude gesprengt werden, die in nächster Nähe der Demarkationslinie gelegen sind. Von polnischer Seite aus wurde beobachtet, daß man auch solche Gebäude sprengt, die noch gut erhalten sind, aber nicht von den russischen Truppen benötigt werden.

Man schafft jetzt also eine weitgehend tote Zone mitten durch unsere Heimat. Die Grenze, die streckenweise bisher doch noch provisorischen Charakter getragen hat, soll endgültig eine Staatsgrenze nach sonstigem sowjetischen Muster werden. Selbst die bestehenden Stacheldrahtzäune — zwischen 2,5 und 3 Meter hoch — werden überprüft und erneuert. Oft sind die Stämme morsch, oder der Draht ist verrostet. Wo Erneuerungen erfolgen, rammt man 5 Meter hohe Stämme bis zu anderthalb Meter in die Erde. Und ferner wird hier der Zaun auf 3,5 Meter erhöht! Bisher hat man auf polnischer Seite die Grenzbewachung nicht sehr ernst genommen. War doch die sowjetische so gut, daß kaum etwas zu befürchten war. Auch das wird jetzt anders. Die UdSSR verlangt von Polen ebenfalls eine totale Grenzbewachung. So ist es neuerdings verboten, das Grenzgebiet bis zu 500 Meter an die Demarkationslinie als Weidefläche zu benutzen, was bisher auf polnischer Seite gang und gäbe war. Die Zone, die nicht mehr von polnischen Zivilisten betreten werden darf, ist dadurch erheblich erweitert worden.

Doch die sowjetischen Vorsichtsmaßnahmen beschränken sich nicht allein auf das nördliche Ostpreußen! Bekanntlich befinden sich ja auch im Südteil unserer Heimatprovinz russische Garnisonen. Diese Stützpunkte stellen neuerdings Soldaten ab, die die polnischen Grenztruppen zu unterstützen und anzuweisen haben. Es ist also heute so, daß auf weiten Strecken der Demarkationslinie die Grenze auf beiden Seiten (!!) von den Sowjets direkt kontrolliert wird. Man hat also den polnischen Grenzeinheiten russische Korsettstangen eingezogen, weil man ihnen nicht traut. Auch die polnischen Kommandeure arbeiten vielfach unter russischer Anleitung. Bezeichnend ist ferner, daß die Telefonverbindungen von sowjetischer zu polnischer Seite auf der polnischen Seite in den russischen Garnisonstädten enden. Haben also die Sowjets eine Mitteilung für die polnischen Grenztruppen, so leiten sie diese an die sowjetischen Garnisonskommandeure weiter. Und diese erst informieren die Polen. Dies geschieht, um auch sofort die Ausführung der ‚Wünsche' überwachen zu können. Der polnische Grenzschutz ist in der Tat so nachlässig, daß die Russen auf alle mögliche Weise versuchen müssen, ihn unter Kontrolle zu halten.

Die scharfen Maßnahmen an der Grenze haben nun zu einer weiteren Abwanderung der polnischen Bevölkerung geführt. Wohl haben sich diese Menschen hier noch nie wohl gefühlt. Jetzt aber werden sie in ihrer persönlichen Freiheit noch weiter eingeengt, da man auch auf polnischer Seite die Einwohner zu überprüfen beginnt. Offenbar haben die Sowjets verlangt, daß auch auf der anderen Seite die angeblich „Unzuverläßigen" aus einem möglichst breiten Streifen ausgesiedelt werden sollen. Für viele Polen ist das nun der letzte Anstoß, um freiwillig zu gehen und nach Möglichkeit wieder in ihre Heimat zu ziehen. Ist es doch nicht angenehm, daß neuerdings beim geringsten Verdacht der Sowjets, jemand habe die Grenze passiert, die Menschen auf der polnischen Seite aus dem Schlaf gerissen und die Häuser stundenlang durchsucht werden. Und es kommt jetzt immer öfters zu solchen Alarmen. Meist ist nichts daran, denn übereifrige Soldaten glauben oft nachts, die Spur einer Wildschweinrotte auf dem geeggten Land sei eine Spur von Grenzgängern. Auf diese Weise — von den nächtlichen Schüssen und den Detonationen auf den Truppenübungsplätzen abgesehen — wird das Leben an Ostpreußens blutender Grenze immer unerträglicher.

Messestadt Posen im Jahre 1959

Stätte der Ost-West-Begegnung / Großzügiger Aufbau

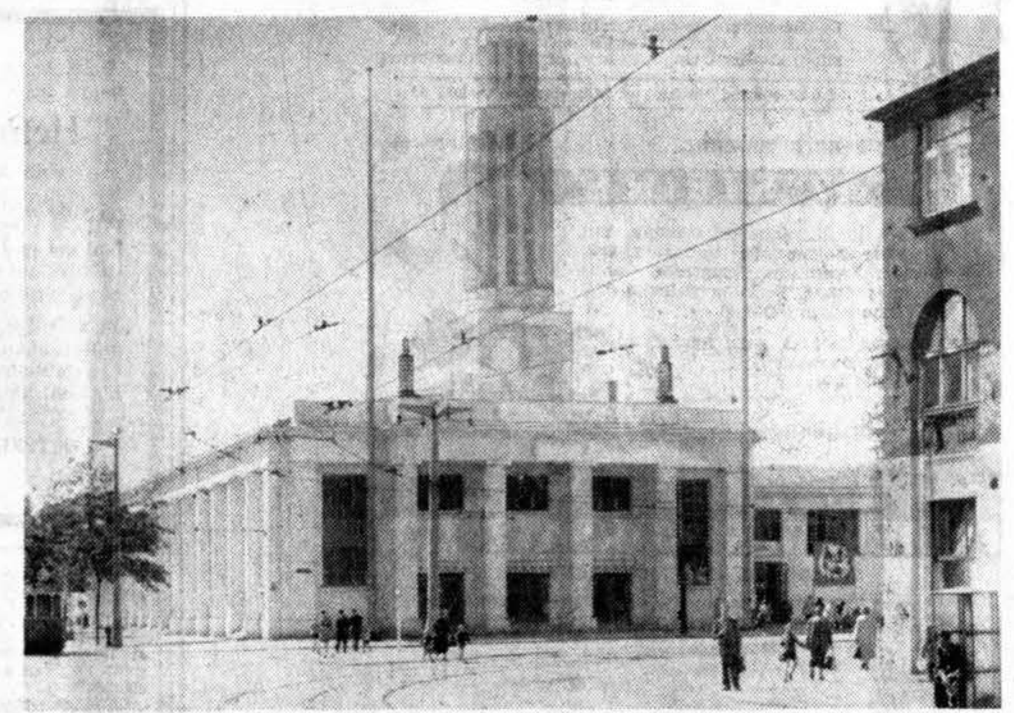
In den letzten Jahren ist Posen mehr und mehr zur Stadt der Begegnung geworden. Nicht nur, daß seit 1956 der westdeutsche Besucherstrom über Berlin in Posen bis zur Weiterreise in die deutschen Ostgebiete für kurze Zeit in der Stadt verweilt, sondern vielmehr auch die internationalen Posener Messen haben dazu beigetragen, daß es eine echte Begegnung der westlichen Welt mit den polnischen Menschen geben konnte, die nun schon mehr als 14 Jahre durch nahezu unüberwindliche Grenzen von der freien Welt abgeschlossen sind.

Gegenwärtig rüstet die Stadt zur XXVIII. internationalen Messe. Diese Messen in der ehemals deutschen Stadt, deren Geschichte bis in das 13. Jahrhundert zurückreicht, haben in den letzten Jahren, besonders aber seit Gomulkas Regierungsantritt im Jahre 1956, ein nicht zu überhörendes Echo in der westlichen Welt gefunden. Im vergangenen Jahr nahmen über 1500 ausländische Aussteller aus 38 Ländern an der Messe teil, und die Abschlüsse dieser Aussteller betrugen allein 137 Millionen Dollar; das ist ein Erfolg, der im Vergleich zu westlichen Mammutmessen gering erscheint, aber doch für einen kommunistischen Staat wie Polen nicht mehr zu übersehen ist. Den Polen steht für ihre internationale Messe in der Nähe des Stadtzentrums und in der nächsten Umgebung des modernen Hauptbahnhofes ein Gelände von rund 230 000 qm zur Verfügung, von dem die Hälfte als Nutzfläche angesehen werden kann. Die Größe des Messegeländes gestattet also schon eine großzügige Planung und Organisation, und die Polen haben auch einiges daran getan, diese Messe zu einer Haupteinnahmequelle von Devisen zu machen, die unbedingt benötigt werden, um die Kaufkraft des Zlotys zu erhöhen. Um das größte Mißtrauen vieler westlicher Produzenten und Handelsfirmen gegen Abschlüsse mit den polnischen Staatlichen Stellen zu zerstreuen, hat die einzige polnische Werbegesellschaft „AGPOL-Warschau" nun schon zum zweitenmal mit einem regelrechten Werbefeldzug auch in Westdeutschland für die Messe begonnen. Verständlicherweise wird von der „AGPOL" besonders auf den aufnahmefähigen polnischen Binnenmarkt hingewiesen und es den westlichen Unternehmen durch Werbung ermöglicht, über Film, Funk, Fernsehen und Presse den polnischen Konsumenten anzusprechen.

Gleichermaßen wird seitens der polnischen Außenhandelszentralen und der verstaatlichten Großindustrie nach Wegen gesucht, interessierte Kreise für den polnischen Außenhandel zu gewinnen und an Ort und Stelle weitgehende Erleichterung bei der Erteilung von Erportaufträgen zu gewähren. In dem polnischen Warenangebot werden in diesem Jahre neben den traditionellen Ausfuhrartikeln der polnischen Landwirtschaft und Lebensmittelindustrie erstmalig auch Produkte der Schwerindustrie sowie der chemischen Industrie dominieren. Wie in allen Staaten des Ostblocks sind die hier angebotenen Waren Mangelware auf dem eigenen Markt, dem man bewußt immer wieder die notwendigsten Güter streitig macht, um sie hier für die Eroberung des westlichen Marktes dekorativ zur Schau zu stellen.

Es ist nicht abzustreiten, daß das polnische Wirtschaftsleben seit 1956 durch neue Impulse beseelt wurde; dennoch bleibt die Bemühung um ein Beleben des polnischen Großmarktes eine zwangsläufige Folge des letzten 5-Jahr-Planes, in dem die gerechten Forderungen der 30 Millionen polnischer Konsumenten nach einer Hebung des allgemeinen trostlosen Lebensstandards nicht mehr ganz zu übergehen waren. In der ersten Reihe der fordernden Konsumenten stehen die Industrie- und Montanarbeiter, und der polnische Staat ist durch die vielen Proteste und Streiks dieser Bevölkerungsschicht in den letzten Jahren unmißverständlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß eine solche Unzufriedenheit das industrielle Gefüge dieses so erschreckend verarmten Landes völlig in Unordnung bringen kann. Der jetzige 5-Jahres-Plan sieht darum eine 30prozentige Steigerung des Lebensstandards, besonders durch Einfuhr westlicher Gebrauchsgüter, vor. Daß jedoch der polnische Arbeiter

(Fortsetzung Seite 4)



Das Bild zeigt das Eingangsgebäude zu dem Posener Messegelände. Durch die zahllosen Messebesucher, die aus westlichen Ländern alljährlich hierherkommen, sind weitgehende Zugeständnisse an die westliche Welt gemacht worden. In diesem Zusammenhang hat man besonderen Wert darauf gelegt, alle Kriegsschäden in der Stadt zu beseitigen und mit zahlreichen, großzügigen Neubauten zu beginnen. Foto Schneege

Messestadt Posen im Jahre 1959

(Fortsetzung von Seite 3)

auch bisher nicht zu normalen Preisen das Lebensnotwendigste an Industriegütern für sich erwerben konnte, ist Beweis genug dafür, wie ein kommunistischer Staat die Ansprüche seiner Bürger zu negieren weiß, und daß die Früchte der internationalen Posener Messe nur einem geringen Personenkreis ohnehin hochbezahlter staatlicher Funktionäre vorbehalten sind.

Allen polnischen Publikationen über den Erfolg der Posener Messe ist bisher niemals zu entnehmen gewesen, in welcher Höhe überhaupt die polnische Industrie reine Exportaufträge außerhalb von Austauschverträgen erhielt. Tatsache ist jedoch, daß die Millionenabschlüsse, die der polnische Staat als seinen Erfolg zu verbuchen sucht, fast ausschließlich nur unter Ausstellern ausländischer Nationalität getätigt wurden.

Dem Ankommenden erscheint die Stadt Posen heute als ein Vorbild an Sauberkeit und Ordnung, falls er bereits zuvor Gelegenheit hatte, andere polnische Städte zu sehen. Gepflegte Parkanlagen unterstreichen die schon sonst vorhandene Großzügigkeit Posens. Der jüngere Teil der Stadt, von breiten und schwungvollen Straßen durchzogen, schließt sich harmonisch an die etwas tiefer gelegene Altstadt an. Doch nur wenige Motorfahrzeuge sieht man heute in den Straßen, und das Pferdefuhrwerk ist noch lange nicht von einem Personen- oder Lieferwagen verdrängt worden. Neben den vielen alten Taxen, die zumeist noch deutscher Bauart sind, warten am Bahnhof und allen anderen größeren Plätzen der Stadt immer noch gleichberechtigt die „Haferdroschken", gummiberäderte zweisitzige Pferdekutschen, auf Fahrgäste. Die Auslagen in den Schaufenstern sind reichhaltiger und sorgfältiger als irgend anderswo in Polen; einzelne Geschäfte werben bereits seit einiger Zeit durch graphisch sehr gute Reklame für ihre Waren. Obwohl diese Reklame eigentlich bei der Verstaatlichung fast aller Läden sinnlos ist, so wird sie doch als Zugeständnis an den westlichen Messebesucher betrieben.

Der flüchtige Eindruck, den die Stadt vermittelt, läßt kaum empfinden, daß man sich nicht irgendwo in einer anderen westeuropäischen Großstadt befindet. Doch sind die Dinge, die man erst später bemerkt, für das heutige Bild der Stadt noch bestimmend. Die vielen armselig gekleideten Passanten auf den Straßen, das geringe und viel zu teure Warenangebot, der fehlende Verkehr, die Schlangen vor den Geschäften weisen unmißverständlich auf die schlechten wirtschaftlichen Bedingungen hin, unter denen die Menschen gezwungen sind, hier seit 1945 zu leben. Diese Tatsachen stehen in einem krassen Widerspruch zu den wohlhabenden Gebärden, die Polen heute in seinen Ausstellungspavillons auf dem Messegelände vor dem westlichen Ausland zur Schau trägt.

Das Eindrucksvollste und Interessanteste für den westdeutschen Besucher bleibt aber die Begegnung mit den Menschen dieser Stadt. Es ist durchaus nicht schwierig, sich mit der deutschen Sprache zurechtzufinden, denn trotz der Entwicklung Posens von 1919 bis 1939 und 1945 1959 zu einer polnischen Stadt hat sich das deutschsprachige Element der alteingesessenen Posener hier zum Teil weit stärker behaupten können, als man es etwa in Westpreußen vorfindet, wo die ursprüngliche Bevölkerung fast restlos vertrieben worden ist.

Das geistige Leben Posens wird durch die Oper, die Universität, die Hochschulen für Technik, Handel, Musik, plastische Künste und die zahllosen Klubs der Studenten bestimmt. Der Westdeutsche erfährt hier eine ausgesprochene Deutschfreundlichkeit und bemerkt mit Erstaunen die Aufgeschlossenheit häufig auch der jungen Menschen zu den politischen und kulturellen Fragen unseres Landes. Es ist keine Seltenheit, dort in einem Klub polnischer Studenten zu hören, daß sie sich für die europäische Neuordnung des deutsch-polnischen Kulturraumes einzusetzen versuchen und auch den Fragen der Rückkehr der deutschen Vertriebenen in ihre Heimat bejahend gegenüberstehen. Durch die zahlreichen Demonstrationen im Jahre 1956 für die Rede- und Pressefreiheit ist man auch im westlichen Ausland auf diese energievollen und furchtlosen jungen Vorkämpfer für ein freies demokratisches Polen aufmerksam geworden und registriert es heute um so betrübter, daß in den letzten Monaten diese Entwicklung durch den Rückfall des polnischen Staates zum orthodoxen Kommunismus jäh abgebrochen wurde.

Neue Verordnungen für Zolltarife

Warschauer Maßnahmen treten vom 1. Juni an in Kraft

Das Warschauer Außenhandelsministerium hat, wie in Warschau bekannt wird, zwei neue Verordnungen über Zolltarife fertiggestellt, die vom 1. Juni an in Kraft treten sollen. In dem neuen Zollausfuhrtarif wurde die Zahl der Positionen von 41 auf 93 erhöht, wodurch für zahlreiche Waren eine Veränderung der Zolltarife eintritt.

Die neuen Verordnungen sehen vor allem eine Beschränkung der Warenmengen, die „spekulativen Zwecken" dienen könnten, bei der Ausfuhr aus Polen und den polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebieten vor. Das polnische Hauptzollamt bemüht sich zugleich, den in den Oder-Neiße-Gebieten herrschenden „illegalen Handel mit Waren aus erhaltenen Auslandspaketen" einzuschränken, der vor allem im schlesischen Gebiet überhand genommen habe.

Von den polnischen Milizbehörden in Schlesien wurden in den vergangenen Wochen zahlreiche „Spekulanten" festgenommen, die zu überhöhten Preisen Waren aus Auslandspaketen verkauft hatten. Unter den in Schlesien nicht erhältlichen Waren befanden sich Rasierklingen, Nähnadeln, Glühbirnen, Nägel, elektrischer Leitungsdraht, westliche Waschmittel und andere Gebrauchsgegenstände.

Gräber werden eingeebnet

Die Verwaltung der städtischen Grünanlagen in Zoppot, Kosziuskistraße 25, will im Zusammenhang mit dem im Januar erlassenen neuen Friedhofsgesetz in Polen die Gräber auf dem bisherigen evangelischen Friedhof einebnen, für die keine Gebühren mehr entrichtet werden. Eine Verlängerung der Frist für ein Eigentumsrecht an einem Grab kann bei der genannten Behörde beantragt werden.

Erhöhung der Unterhaltshilfe

In parlamentarischen Kreisen wird angenommen, daß die Ergebnisse der Beratungen über die 11. LAG-Novelle im Lastenausgleichs-Ausschuß des Bundestages im Plenum eine Mehrheit finden wird. Das Resultat der Ausschuß-Beratungen sieht gegenüber der Regierungsvorlage einige Verbesserungen vor. So soll die Unterhaltshilfe für Alleinstehende von 120 DM auf 135 DM je Monat erhöht werden, während für den Ehegatten-Zuschlag eine Erhöhung von 60 DM auf 70 DM, für den Kinder-Zuschlag eine Heraufsetzung von 42 DM auf 47 DM und für die Waisen-Rente eine Erhöhung von 65 DM auf 72 DM vorsehen sind. Der Freibetrag für Empfänger von Unterhaltshilfe, die einen Teil ihres Lebensunterhalts aus Sozialrenten bestreiten, soll von 15 DM auf 21 DM erhöht werden. Ferner hat der Ausschuß die gesetzliche Festlegung eines „garantiert anrechnungsfreien Mindesterfüllungsbetrages" der Hauptentschädigung beschlossen, der es jedem Berechtigten ermöglichen soll, einen Teil der Entschädigung zu erhalten.

Vorzeitige LAG-Hauptentschädigung durch Bausparen

Wie wir erfahren, erscheint es fraglich, ob die für das Jahr 1959 bereitstehenden LAG-Mittel dazu ausreichen werden, auch nur die Hauptenschädigungsansprüche derjenigen Heimatvertriebenen und Kriegssachgeschädigten zu befriedigen, die 1959 schon 65 Jahre und älter sind. Bei dieser Sachlage ist sicher, daß alle jüngeren Hauptenschädigungsberechtigten noch eine erhebliche Zeit auf ihre Auszahlung warten müssen.

Um so mehr ist es zu begrüßen, daß das Bundesausgleichsamt für diejenigen unter ihnen, die ihre künftigen Entschädigungsbeträge als Bausparer zum Wohnungsbau verwenden wollen, einen Weg zur früheren Auszahlung von Beträgen bis 2400 DM in drei Jahresraten bis 800 DM geöffnet hat. Von dieser Möglichkeit kann jeder Heimatvertriebene und Kriegssachgeschädigte sofort Gebrauch machen, wenn er im Besitze eines Feststellungs(teil)bescheides ist und wenn er oder ein naher Angehöriger seiner Familie einen Bausparvertrag unterhält, der entweder vor dem 1. 1. 1958 abgeschlossen wurde, oder seit dessen Abschluß mindestens 18 Monate vergangen sind. Weitere Voraussetzungen für den Antrag und vorzeitige Auszahlung von Hauptentschädigungsbeträgen ist, daß das Guthaben des betreffenden Bausparkontos einen Stand von 25 Prozent der Bausparsumme erreicht hat.

Da für die auf ein Bausparkonto überführten Hauptenschädigungsbeträge auch noch Wohnungsbauprämien von 25 bis 30 Prozent (je nach Kinderzahl) in Anspruch genommen werden können, ist diese Möglichkeit, zu einer früheren Befriedigung von Lastenausgleichsansprüchen zu kommen, besonders vorteilhaft. Aber auch derjenige Hauptenschädigungsberechtigte, der sich erst jetzt zum Abschluß eines Bausparvertrages entschließt, kann die geschilderten Vorteile für sich in Anspruch nehmen, sobald er die genannten Voraussetzungen in der Zukunft geschaffen hat.

Postaufträge für Vertriebenen-Firmen

Im Rahmen ihrer Aufträge an „bevorzugte Bewerber" hat die Deutsche Bundespost im Jahre 1958 rund 11,2 Millionen DM an Betriebe der Vertriebenen und Flüchtlinge gegeben, was gegenüber dem Jahre 1957 (12,1 Millionen DM) einen geringfügigen Rückgang bedeutet. Zu diesen Aufträgen kommen jedoch noch solche, die von der Postkleiderkasse in Stuttgart und vom Posttechnischen Zentralamt in Darmstadt ereilt worden sind. Daran waren die Unternehmen der Vertriebenen und Flüchtlinge mit insgesamt 992 000 DM beteiligt, und zwar mit 630 000 DM an den Aufträgen der Kleiderkasse und mit 362 000 DM an den Aufträgen des Zentralamts. Insgesamt haben die Vertriebenen und Flüchtlinge somit direkt oder indirekt Aufträge im Werte von mehr als zwölf Millionen DM 1958 von der Bundespost erhalten.



Nimmer kannst du ganz verarmen,
Weg und Schicksal sind bestimmt.
Gottes Gnade und Erbarmen
auch die tiefsten Schmerzen nimmt.
Carl Lange

Schmerzlich traf uns die Nachricht vom jähen, für uns alle noch unfaßlichen Tode des

Schriftstellers

Carl Lange

(fr. Danzig-Oliva)

des Begründers der „Ostdeutschen Monatshefte", deren verdienstvoller Herausgeber er durch 25 Jahre war.

Wir verlieren in ihm einen treuen Freund und hochgeschätzten Mitarbeiter.

Ostpreußen-Warte
Verlag und Redaktion

Am 9. April 1959 verstarb nach kurzer Krankheit zu Wiesbaden im 70. Lebensjahr unser Turnbruder

Heinrich Wilhelm Nemnich

vom Männer-Turnverein Marienburg/Westpr.

In aller Stille wirkte er für seinen Verein mit größtem Eifer, wo immer es zuzupacken galt. Ein besonderes Denkmal hat er sich in den Herzen der Vereinsschwestern und -brüder durch die Gründung der Wasserfahrabteilung und die Schaffung des Vereinsbootshauses gesetzt.

In aufrichtiger Anteilnahme an dem Schmerz seiner Familie danken wir ihm für seine stets auf das Wohl der Gesamtheit gerichtete Arbeit. Er soll uns ein Vorbild bleiben. Sein Andenken werden wir in Ehren hochhalten.

TURNERFAMILIE
OSTPREUSSEN — DANZIG — WESTPREUSSEN
WILHELM Alm

WISSENSWERTES FÜRS FAHRTENGEPÄCK

Unsere Vogelwelt

Als ich zum erstenmal in den bunten Vogelbüchern las, war ich so begeistert von dem interessanten und spannenden Leben und Treiben dieser mir unbekannten Welt, daß ich in Zukunft auf jedem Schulweg und jeder Fahrt Augen und Ohren offen hielt. Je mehr „Bekannte" ich gewann, um so größer wurde meine Freude!

Versuche **D u** es auch! Dann wirst Du nicht mehr gelangweilt durch die Gegend latschen. Beginne auf Deinen täglichen Wegen! Dann Garten, Park, Friedhof (fast alle Vögel kommen heute in die Großstadt!).

Futterplatz vor deinem Fenster! Trage das Beobachtete in den Kalender: Vogelkleid, Größe, Form, Schnabel, Beine, Gangart, Laute; was tat der Vogel? Anschleichen wie Indianer, aber mit dem Wind, da Vögel immer gegen den Wind sitzen und starten! Keine Mütze tragen! Das beste: Fernglas! Im Frühjahr zeitig aus dem Bett: Ans Fenster oder loswandern (möglichst mit einem Vogelkundigen). Besuch Naturkundemuseum. Eines der besten ist in Münster!

Es gibt ca. 1 Million verschiedene Tiere auf der Welt, davon 8 616 Vogelarten. In Deutschland 409 Arten, 240 brüten aber nur bei uns. Mit „Stand-Vögel" bezeichnen wir alle Vögel, die Sommer und Winter am gleichen Ort bleiben. „Zugvögel" fliegen im Winter nach dem Süden, Italien usw. Störche bis nach Südafrika (Störche fliegen täglich ca. 150 km, kleine Singvögel ca. 50 km, Flughöhe bis 400 Meter). „Strich-Vögel" ziehen nicht zum Süden, wechseln aber den Gelände-„Strich" (zum Rhein usw.).

Die Vögel brüten im Frühjahr. Brutdauer 10 bis 20 Tage. Manche brüten 2-, 3- oder 4mal bis Oktober. Je 3 bis 6 Eier („Gelege"); manche bis 14.

Gesang: Eigentlich singen können nur die männlichen Vögel, die damit um die weiblichen Tiere werben (So haben auch meist nur die männlichen Tiere ein farbenprächtiges Gewand, während die weiblichen Tiere unscheinbar, grau-braun sind). Den „Lockruf" können männliche und weibliche Tiere. Diese Rufe dienen zur gegenseitigen Verständigung, Warnung, Herbeirufen der Jungvögel.

Vogel-Uhr: 1½ Stunden vor Sonnenaufgang beginnen die Feldlerche, Birkwild, Kraniche, viele Wasservögel. 1 Stunde vor Sonnenaufgang (im Mai kurz nach 3 Uhr): Amsel, Singdrossel, Rotkehlchen, Kuckuck, Haubenlerche, Kohlmeise. ½ Stunde vor Sonnenaufgang: Zaunkönig, Buchfink, Weidenlaubsänger, Blaumeise. Bei Sonnenaufgang: Bachstelze, Star, Specht, Hänfling, Stieglitz. Am Vormittag hören sie dann in ähnlicher Reihenfolge wieder mit dem Singen auf. Abends singen die Frühaufsteher am längsten (Nachtsänger, wie Nachtigall, Heidelerche, Eulen usw.).

Wind und Wetter

W e t t e r k u n d e. Ein Regenguß auf Fahrt kann unsere Stimmung nicht rauben. Regen und Sturm trotzen, ist unsere Freude. Trotzdem wollen wir wissen, was für ein Wetter wir zu erwarten haben, um uns danach einzurichten.

Der Wind bringt uns das Wetter, Regen oder Sonnenschein. Wind entsteht durch ungleichmäßige Erwärmung der Luft durch Sonnenstrahlen. Warme Luft dehnt sich aus und steigt nach oben. Kalte Luft dringt unten nach. Wir sehen es, wenn wir eine Kerze einmal unten und einmal oben an die Türritze halten. Das Land erwärmt sich schneller als das Wasser. Deswegen haben wir an der Küste tagsüber meist Seewind (von der See her) und nachts meist Landwind.

Die Luft vermag eine gewisse Menge an Feuchtigkeit in Gasform aufzunehmen. Warme Luft nimmt mehr Feuchtigkeit auf als kalte Luft. Kühlt sich nun die mit Feuchtigkeit gesättigte (warme) Luft ab, so bilden sich kleinste Wassertropfen oder Wolken. Kühlen sich die Wolken noch weiter ab, so entsteht Regen oder sogar Schnee.

W o l k e n. In großer Höhe sind die Feder- oder Zirrus-Wolken. Etwas tiefer die hohen Schicht- oder Stratus-Wolken. Diese Wolken sind recht dünn und geben den durch sie hindurchgehenden Sonnenstrahlen den eigenartigen, milchigen Schein.

Ebenso hoch ziehen die kleinen Schäfchen-Wolken daher. Die niederen Schicht- oder Nimbus-Wolken bedecken als Regenwolken oft den ganzen Himmel.

Die untersten Wolken sind die sich oft gewaltig auftürmenden Haufen- oder Cumulus-Wolken. Diese werden auch Schönwetterwolken genannt und geben für unsere eifrigen Fotografen oder Zeichner den besten Hintergrund.

W e t t e r s t a t i o n. Das Wetter wird durch die Temperatur (Thermometer), Luftdruck (Barometer) und Feuchtigkeitsgehalt (Hygrometer) bestimmt. Mit diesen Instrumenten können wir schon eine kleine Wetterstation einrichten.

Ein Hoch (Maximum) ist ein Gebiet mit hohem Luftdruck und ein Tief (Minimum) mit niedrigem Luftdruck.

Aus unseren Zeitungen lernen wir die Wetterkarten und deren Zeichnungen kennen. Aus den wandernden Hochs und Tiefs können wir selbst sehen, was das Wetter uns bringen wird (bzw. bringen kann, denn Wetter läßt sich nur 24 Stunden ‚vorhersagen' und selbst dann können noch unvorhergesehene ‚Störungen' alle Berechnungen umwerfen!).

G e w i t t e r entstehen zwischen dem plötzlichen Zusammenprall warmer und kalter Luftmassen, dabei werden elektrische Energien frei, die Blitze.

Blitz, Polarlicht, Elmsfeuer sind elektrische Entladungen zwischen Atmosphäre und Erde. Die Atmosphäre (Luft) ist positiv, Erde (Wasser und Land) negativ geladen.

Wetterregeln

O s t w i n d bringt gutes Wetter, Westwind Regen.

S t e i g e n d e s B a r o m e t e r s: Wetterbesserung, Fallen: Wetterverschlechterung.

F a l l e n d e r M o r g e n n e b e l: Sonnenschein. Steigender Nebel: Schlechtwetter.

A b e n d r o t: gutes, Morgenrot: schlechtes Wetter.

S o n n e g e h t k l a r und rot unter: gut. Sonne geht milchig gelb unter: schlecht.

D i c k e W o l k e n werden flockig oder weiße Federwolken: gut.

H o h e r S c h w a l b e n f l u g oder Mückenschwärme abends: gut. Niedriger Schwalbenflug: schlecht.

K l a r e r (zunehmender) **M o n d**, klare Sterne: gutes Wetter, Mond mit Hof (Ring), flimmernde oder wenige Sterne: schlechtes Wetter.

W i n d r i c h t u n g. Halte den naßgemachten Finger hoch. Die Seite des Fingers, die kalt wird, ist die Windseite.

Aus „Das große Fahrt- und Lager-Handbuch" Deutscher Jugend-Verlag, Münster/Westf.



Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 6 — Juni 1959

Johannisnacht

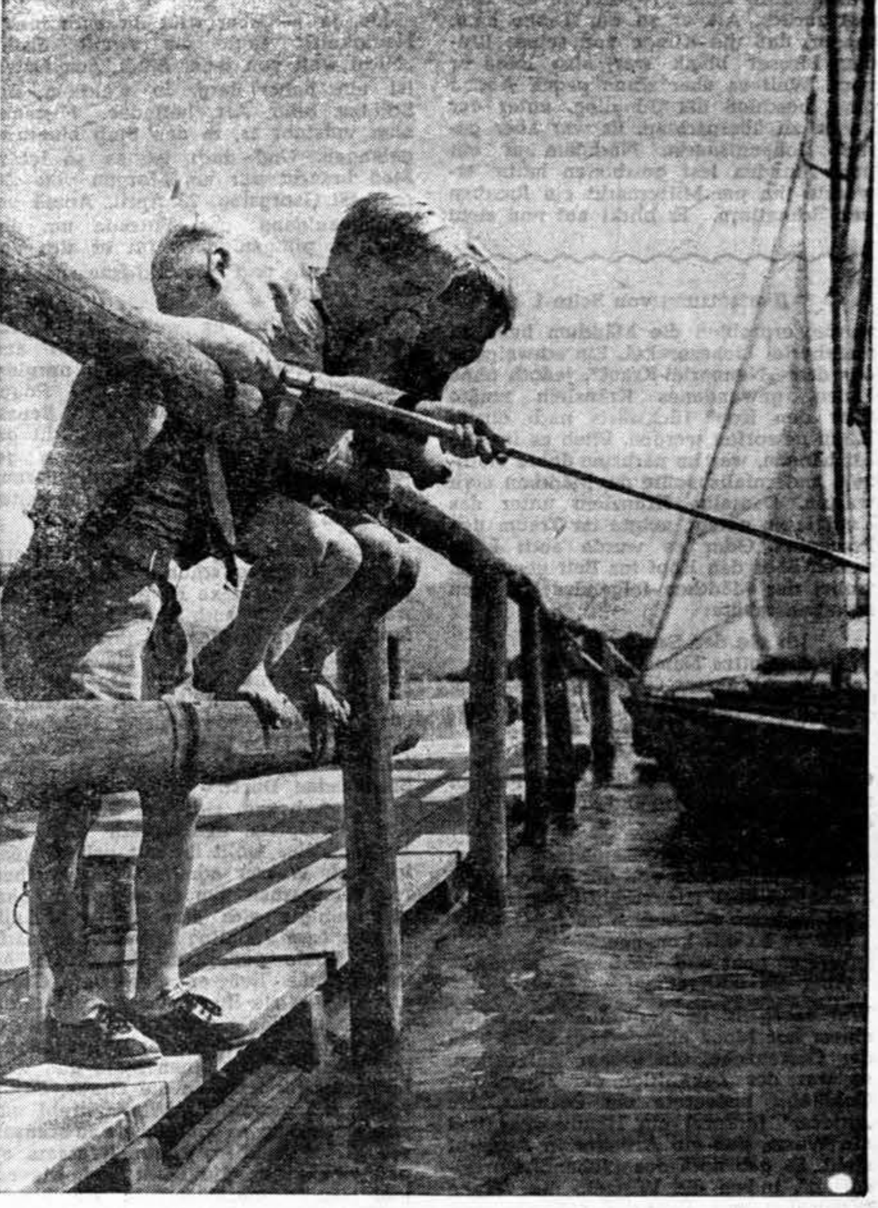
Altes Brauchtum der Heimat

Wenn am 24. Juni, dem Johannistage, die Sonne ihren Höchststand erreicht, dann ist die Zeit der Sommersonnenwende gekommen. In Nordostpreußen sind dann die „weißen Nächte", in denen der Sonnenuntergang noch verglüht, wenn am östlichen Himmel bereits die Morgenröte aufsteigt, „aus Glut und Glut ein neuer Tag". Am Memelstrom ist dann die „Heuaust" (Heuernte) in vollem Gange, in den Weidengebüschen schmettern Legionen Sprosser, die Nachtigallen des Ostens, ihre Hochzeitslieder und über die weiten Stromwiesen dröhnt nachts der dumpfe Ruf der Rohrdommeln. Und den ganzen Strom entlang, von Weißrußland durch Litauen bis zum Kurischen Haff, auf der Nehrung, in den Dörfern lodern am Vorabend des 24. Juni, am Johannisabend, bis lange nach Mitternacht die Johannisfeuer durch die milde Nachtdämmerung. So haben schon vor 700 Jahren Kriwe, der höchste Priester, und die Waideluten zur Feier der Sommersonnenwende die Feuer an den heiligen Stätten Altpreußens entzündet, und das Volk trug von ihnen durch die Frühe des jungen Tages Glut zum vorher gelöschten Herdfeuer, frommgläubig Glück und Segen für das Haus erhoffend.

Es kam dann die Zeit, da gepanzerte Ritter mit dem Schwert das Kreuz am Memelstrom predigten, die alten Götter Perkunos, Pikollos, Potrimpos aus dem heiligen Ramowe vertrieben und der christliche Kalender die heidnische Sommersonnenwende zum Tag Johannes des Täufers machte, diesen gleichzeitig zum Beschützer gegen Seuchen und Unwetter erhebend.

Das große Licht herrschte jedoch weiter, allgewaltig. Altheidnische Kultur vermischte sich jedoch jetzt mit christlicher Glaubenslehre. Der Ostmarkensiedler brannte das Johannisfeuer, mit dem er uraltes preußisches Brauchtum übernahm, das bis in unsere letzten Tage im ostpreußischen Volksleben verwurzelt geblieben ist.

In der Johannisnacht waltet ein geheimnisvoller Zauber, gehen Hexen um, den Menschen zu schaden. Gegen ihre Ränke hilft nur das „Neunerlei-Kraut", das schweigend am Johannisabend auf den Wiesen gepflückt wird: Johanniskraut, in Ostpreußen auch Jesuwundenkraut genannt, Beifuß, Kamille, Hahnenfuß, Thymian, Raute, Farn, Nachtschatten und Kuckucksblume (Knabenkraut). Bestrich man damit die Rücken der Kühe, denn Vieh war in dieser Nacht besonders gefährdet, und die Euter mit Kalmus, konnten die Hexen nicht die Milch „benehmen". Bilsenkraut, Kletten, Dill oder Kaddig (Wacholder) über die Stalltür gehängt, bannen die Hexen. An manchen Orten pinselte man mit Teer drei große Kreuze an die Stalltüre, im Ermland malte man mit geweihter Kreide einen Kranz oder auch drei Kreuze. Standen vor dem Stalleingang drei vielverästelte trockene Birkenbäumchen, so mußte die Hexe die Äste erst zählen und wurde meistens bis Mitternacht damit nicht fertig, man hatte sie dann überlistet. Wer im Walde die Farnblüte sieht, erlangt Glück und Reichtum, aber bekanntlich blüht der Farn niemals, und ebenso, wer unter einer Beifußpflanze glühende Kohlen in der Erde findet. Diese pulverisiert, sind außerdem ein gutes Mittel gegen Krämpfe, und das Räuchern mit getrocknetem Johanniskraut, das in der Johannisnacht gesammelt wurde, hilft gegen alle Gebrechen. In Nordostpreußen war der Johannistag ein Feiertag des Landmannes, an dem nach alter Sitte die Arbeit ruhen mußte, da sonst Unheil jahrüber drohte und ebenso war für ihn der Johannistag ein Wetterkalender seit altersher, den Städtern aber ein Volksfest wie selten im Jahre. Es ist allgemein bekannt, daß die samländischen Fischer am Johannistage und den beiden folgenden niemals auf See hinausfuhren, weil die Ostsee dann Menschenleben als Opfer verlangte. Die verkohlten Überreste der Johannisfeuer aber wurden sorgfältig gesammelt und über den Acker verstreut, der dadurch fruchtbar wurde.



Da der Johannisnacht besonders enge Beziehunden zur Liebe nachgesagt

(Fortsetzung auf Seite 2)

Nacht der Wunder – Johannisnacht

Was die Hexen einander erzählten / Ein ostdeutsches Märchen

Es waren einmal zwei Brüder, die wollten auf die Wanderschaft gehen, um in der weiten Welt ihr Glück zu versuchen Sie stießen ihre Messer in den Stamm einer mächtigen Tanne und trafen folgende Vereinbarung: wer von ihnen zuerst wieder heimkehren würde, der solle die Messerklinge des andren besehen, ob sie noch blank sei; das würde ein Zeichen sein, daß der andere noch lebe. Dann trennten sie sich, und ein jeder ging seines Weges.

Der jüngere Bruder durchwanderte viele fremde Länder, ohne zu irgend etwas zu kommen und kehrte nach einem Jahre traurig wieder in die Heimat zurück. Als er zu der Tanne kam, sah er, daß die Klinge von seines Bruders Messer blank war; also lebte er noch. Weil es aber schon gegen Abend ging, beschloß der Jüngling, unter der Tanne zu übernachten. Es war aber gerade Johannisnacht. Nachdem er ein paar Stunden fest geschlafen hatte, erweckte ihn um Mitternacht ein Ruschen und Schnattern. Er blickt auf und sieht einen Schwarm Elstern, die sich lärmend auf dem Wipfel der Tanne niederlassen. Lange hörte der Bursche dem Schnattern zu, bis es ihm allmählich scheint, als verstehe er, was sie reden.

„Wißt ihr, Schwestern, schon meine Neuigkeit?" sagt eine Elster. „Es steht nicht fern von hier im Westen eine schöne große Stadt, die an allem Überfluß hat, nur Wasser gibt es dort nicht. Diesem Mangel aber läßt sich leicht abhelfen. Auf dem Felde vor der Stadt steht eine mächtige Linde. Würde man am Fuße dieser Linde nachgraben, so käme ein ganzer Wasserstrom herauf."

„Ja, ja — aber wißt ihr auch meine Neuigkeit?" sagte die zweite Elster. „Nicht weit von jener Stadt, gen Osten, ist ein hoher Berg, in welchem sich Schätze aller Art befinden. Niemand aber versteht es, in den Berg hineinzugelangen. Und doch ist es so leicht! Man braucht nur am Morgen von Georgi (St. Georgstag, 23. April. Anm.) vor Sonnenaufgang drei Furchen um den Berg zu pflügen, dann tut er sich von selber auf, und die Schätze gehören dem Pflüger."

Und so ging es weiter. Eine jede Elster plauderte ihre Neuigkeit aus. Dann wurden die Vögel unruhig, schlugen mit den Flügeln und flogen davon. Der Bursche unter dem Baume aber merkte sogleich, daß das nicht gewöhnliche Elstern, sondern Hexen gewesen, die in der Johannisnacht herumfliegen und einander die Neuigkeiten erzählen.

Der Tag begann kaum zu dämmern, als der Jüngling schon unterwegs nach jener von der Hexe geschilderten Stadt war. Es dauerte auch nicht lange, so befand er sich mitten in ihren schönen Straßen. Er trat in ein Haus und bat um einen Trunk Wasser. „Du bist wohl fremd hier" — ward ihm zur Antwort — „daß du nichts von unserer Not weißt. Wir haben alles in Fülle, nur an Wasser fehlt es uns ganz; da leiden wir selber brennenden Durst.

Darauf begab sich der Jüngling auf den Marktplatz und sprach also zum Volke: „Was wollt ihr mir geben, wenn ich euch Wasser schaffe?" Die Ratsherren versprachen ihm einen hohen Lohn; man einigte sich schnell — und alle folgten dem Jüngling bis zur der mächtigen Linde außerhalb der Stadt. An ihrem Fuße ließ er eine tiefe Grube graben. Als sie ihm tief genug erschien, horchte er hinein und vernahm deutlich unterirdisches Wasserrauschen. Nun ergriff der Jüngling einen Stein und warf ihn mit aller Kraft in die Grube. Sofort schoß ein gewaltiger Wasserstrahl empor; dann fing es mächtig an zu brausen, ein Strom frischen, klaren Wassers ergoß sich gegen die Stadt und, Mauern und Häuser umreißend, in sie hinein. Arbeiter taten dem Wüten des entfesselten Elementes bald Einhalt und gaben dem neuen Fluß eine Richtung. Da herrschte große Freude unterm Volke und Gold und Ehren wurden dem Wasserfinder zuteil.

Bis zum Frühjahr blieb er in der Stadt und ließ sichs wohlgehen, dann aber gedachte er dessen, was die zweite Hexe erzählt hatte. Ein Pferd und einen Pflug nahm er mit und machte sich auf, den Berg zu suchen. Bald hatte er ihn auch erreicht und am Morgen des Georgstages die drei Furchen um seinen Fuß herumgezogen. Da tat sich der Berg von selbst auf und eine Unzahl kostbarer Schätze ward sichtbar — Silber, Gold, Edelsteine in Hülle und Fülle. Nun war der arme Jüngling reicher geworden als die Allerreichsten auf Erden und konnte ein wahres Schlaraffenleben führen.

Einst fuhr er in seiner sechsspännigen Prunkkarosse auf der Landstraße spazieren. Da begegnete ihm ein armer Wanderer, der ein Füllen am Zaume führte. Dieser Wanderer war sein älterer Bruder, der in der Fremde nichts gewonnen hatte als eben dieses Füllen. Der reiche ließ, nachdem er den Bruder erkannt hatte, halten und fragte: „Wo kommst du her, was hast du erlebt und was erworben?" Da wies der Arme traurig auf das Füllen und sprach: „Das ist alles, was ich in der Fremde erworben habe."

Nun erzählte ihm der Reiche, daß auch er nach einem Jahr blutarm auf der Heimkehr begriffen gewesen, was die Hexen im Tannenwipfel erzählt hätten und wie es ihm ferner ergangen wäre. Der ältere Bruder hörte ihm aufmerksam zu und dachte bei sich: „Wenn diesem, der um so viel jünger und dümmer ist als ich, ein solches Glück zuteil geworden, so kann es mir, dem älteren und klügeren, gewiß nicht fehlen. Ich werde noch mehr Schätze gewinnen als er." Aus Scham und Zorn aber erschlug er das Füllen. Dann setzte er seinen Weg fort.

Gerade in der Johannisnacht kam er an jene Tanne und legte sich, wie zum Schlafe, unter ihr nieder. Um Mitternacht flogen auch, wie damals, die Elstern herbei, setzten sich schnatternd und flügelschlagend in den Wipfel und fingen an zu reden. „Wißt ihr auch, Schwesetern", sprach eine, - „meine diesjährige Neuigkeit? Was wir vor einem Jahr hier von der wasserarmen Stadt und dem Schätzereichen Berge erzählt, das muß jemand belauscht haben; denn ein Jüngling hat der Stadt Wasser gegeben und den Berg seiner Schätze beraubt. Laßt uns darum vorsichtig sein und erst einmal unter dem Baume nachschauen. Vielleicht ist wieder ein Lauscher da."

Und mit fürchterlichem Geschnatter schoß der ganze Schwarm zur Erde hinab. Da fanden die Hexen den älteren Bruder und töteten ihn sofort.

(Fortsetzung von Seite 1

wurde, erprobten die Mädchen heimlich mancherlei Liebesorakel. Ein schweigend aus dem „Neunerlei-Kraut", jedoch ohne Faden, gewundenes Kränzlein mußte über den Kopf rückwärts nach einem Baum geworfen werden. Blieb es im Geäst hängen, war im nächsten Jahre Hochzeit, andernfalls mußte das Mädchen noch warten. Dasselbe Kränzlein unter das Kopfkissen gelegt, zeigte im Traum den Ersehnten. Oder es wurde auch Leinsamen über den Kopf ins Bett geworfen, wobei das Mädchen folgendes Verschen sprechen mußte:

Ich säe den Samen
in Gottes Namen
in Abrahams Garten,
mein Feinslieb zu erwarten.
Wie es geht, wie es steht,
Wie es auf der Gasse geht.

Oder das Mädchen blickte zum Fenster nach dem Abendstern und sprach dreimal die Worte:

Gegrüßet seist du, Abendstern,
Wie leuchtest du von mir so fern!
Scheinst über mir, scheinst unter mir,
Ist auch mein Feinslieb unter mir?
Laß es zu mir kommen,
Wie es geht und steht,
Aber nur im Traume!

War morgens in der „Johanniskuhle", einem mit Moos abgedeckten Erdloch in der Gartenecke, ein grüner Käfer drin, so war der Zukünftige ein Jäger. Ein Goldkäfer bedeutete ein Beamter, ein „grieser" (grauer) ein Handwerker und ein Wurm, daß ein Arbeiter in Aussicht steht. Es gab noch das „Johanniswurzelsetzen", indem die Wurzeln des Kohls verflochten und eingepflanzt wurden. Entwickelten sich aus ihnen beide Arten, gab es bald Hochzeit. Und Liebesleute knickten zwei nebeneinander stehende Beifußpflanzen. Richteten sie sich über Nacht auf, hatte die Liebe Bestand. Und so gab es noch vielerlei Orakel in der zaubervollen Johannisnacht der ostpreußischen Heimat.

Im Jahre 1940 brannten zum letzten Male die Johannisfeuer am Memelstrome zur Feier der sommerlichen Sonnenwende. Und sie sind für immer verloschen, seit der Weltenbrand über dieses friedliche Ländchen am alten Strom hinwegraste.

Da lacht die Kogge

Zweckentfremdet

In der Abgeschiedenheit Ostpreußens hatte Hermann Sudermann seinen Roman „Frau Sorge" geschrieben. Dann fuhr er nach Berlin, wo er das Werk einem kleinen Wochenblatt zum Abdruck anbieten wollte. Unterwegs, in Insterburg, wurde Sudermann jedoch von einigen Freunden am Bahnhof abgefangen und zu einer Zechtour durch mehrere Lokale geschleppt. Als Sudermann am nächsten Tag erwachte, fand er sich in einem falschen Zug vor, das Manuskript jedoch war fort.

Verzweifelt kehrte er um. Wieder in Insterburg, versuchte er, sich die Zeit des Aufenthalts in einem Gasthof zu verkürzen. Was fand er aber in der Toilette des Lokals? Seinen verlorenen Roman! Er hing dort an der Wand. Nur wenige Seiten waren schon gebraucht worden.

Nicht zu beweisen

Schopenhauer, der aus Danzig stammende Philosoph, wurde einmal gefragt, was er von einem bekannten Rechtsanwalt halte, der durch seine Gerissenheit mehrere Prozesse gewonnen hatte, aber die Meinung über die charakterlichen Eigenschaften des Mannes waren geteilt. Schopenhauer antwortete bedächtig: „O, der ist gewiß ein tüchtiger und anständiger Mann, aber leider kann es ihm niemand beweisen!



(Schluß)

Da beschied der päpstliche Legat die streitenden Teile zu einem neuen Tage auf der Burg Michalow mit dem Auftrage, daß die Herzöge von Masovien dort ihr behauptetes Anrecht auf das Land Löbau näher erweisen sollten, denn die Ordensherren erboten sich, klar darzutun, daß es ihnen und den Preußen zugehöre. Allein auf diesem Tage erschien weder einer der beiden Herzöge, noch ein abgeordneter Sachwalter, und so blieben die Ordensritter auch ferner in des Landes Besitz.

Mittlerweile war Otto von Braunschweig mit allem Eifer bemüht gewesen, den Belagerten auf Balga zu Hilfe zu kommen. Aber es hielt schwer, die Hartbedrängten und Hoffnungslosen von seiner Ankunft zu unterrichten, denn wachsam, wie die Preußen im Kriege beständig waren, ließen sie auf dem Haff kein Fahrzeug der Burg irgend nahe kommen. Dennoch gelang es einem kleinen Boot, der Wachsamkeit des Feindes zu entgehen und sich zur Nachtzeit dem Ufer unter der Burg zu nähern. Ein Vertrauter des Herzogs schlich sich an die Burg, den Rittern die frohe Botschaft von der nahen Hilfe verkündigend. Man beriet mit ihm den Plan, wie die Heerschar der Preußen zu gleicher Zeit von der Mannschaft der Burg angegriffen und von des Herzogs Kriegshaufen überfallen werden könne, und entließ dann den Botschafter an den Herzog zurück. Ein vornehmer Preuße, der früher unter den Warmiern in hoher Achtung gestanden, sich aber zu den Ordensrittern nach Balga geflüchtet und dort die Taufe erhalten hatte — Pomande war sein Name — erbot sich zu des Planes Ausführung. Unter dem Scheine der Flucht begab er sich ins Lager seiner Landsleute und, mit Jubel von ihnen aufgenommen, wußte er durch vorgeblichen Haß und Widerwillen gegen Christen und Christentum das unbedingteste Vertrauen zu erwerben. Mit gespannter Erwartung vernahm man seine Erzählung von der Not und dem Bedrängnis der Ritter auf Balga. „Ich habe der Deutschen Sitte und Brauch in aller Weise gelernt kennen", sprach er; „es sind fromme und gutgesinnte Menschen; aber Balga, so fest verwahrt es immerhin ist, werden sie nicht behaupten können. Schon wochenlang leiden sie schreckliche Hungersnot; vergeblich war alle ihre Hoffnung auf Errettung und Beihilfe aus Elbing und aus Deutschland. Doch diese Hilfe könnte wohl bald erfolgen. Darum ist es jetzt an der Zeit, die Bedrängnisse der Ritter zu benutzen, um die Burg zu gewinnen. Deshalb rate ich, machet euch auf, ziehet das Kriegsvolk aus Natangen, Warmien und aus dem Barterlande zu euch heran. Ich kehre zur Burg zurück; mir wird die Wache dort anvertraut; kommet ihr dann zum Sturme heran, so gebe ich euch das Zeichen, wo ihr die Burg erobern könnet. Doch erschrecket nicht, wenn sich die Ritter ins Freie zum offenen Kampfe stellen; um so leichter der Gewinn gegen die Ermatteten!" — So sprach Pomande zu den Obersten der Warmier. Alsbald sandten sie Eilboten in die nahen Landschaften und nach wenigen Tagen erhielten sie die Nachricht, daß eiligst alles tüchtige Kriegsvolk aufbrechen und sich im Heerlager vor Balga mit ihnen vereinigen werde.

Da ging Pomande in die Burg zurück. Während nun im Heerlager der Preußen alles sich zum Kampfe rüstete und die Kriegshaufen aus Natangen, Warmien und Barterland herbeizogen, erhielt Herzog Otto die heimliche Botschaft auf der Burg. Eiligst macht er sich auf, nähert sich zur Nachtzeit dem Ufer, verbirgt einen Teil seines Kriegsvolkes im dichten Gebüsch, welches damals noch unter der Burg stand, den kleineren Teil entsendet er auf die Burg und in die Wehrfeste Schneckenberg und erwartet nun das verabredete Zeichen. Da bricht am Morgen das feindliche Heer der Preußen aus seinem Lager auf, stark an Zahl, eine auserlesene Mannschaft, voll Siegeshoffnungen, an seiner Spitze die Mächtigsten und Edelsten der Landschaften. Der Herzog gewahrt das Zeichen; doch wie die Ritter auf der Burg, so verhält auch er sich in Ruhe, bis sich der Feind den Mauern Balgas ganz genähert. Da öffnen sich plötzlich die Tore der Burg; in wenigen Augenblicken steht das Kriegsvolk der Ritter zum Kampfe bereit und zieht dem Feinde entgegen. Die Heerhaufen der Preußen wichen bestürzt zurück, um ihre Schlachtreihen zu ordnen; darauf aber rückten sie kecken Mutes und meinend, daß nur Not und Hunger den Feind zum offenen Kampfe herausgetrieben, der feindlichen Schar entgegen. Es kam zum blutigen Streit auf freier Ebene. Die Preußen kämpften mit außerordentlicher Tapferkeit, die Deutschen wie Verzweifelte; der letzteren bessere Rüstung und Waffenart und eine Schar trefflich geübter Bogenschützen brachten dem Feinde große Verluste; aber immer hielt in diesem den Mut und durch den Mut auch den Kampf noch der Gedanke aufrecht, daß die Kraft der schon durch Hunger und Leiden ermüdeten Deutschen sich im Getümmel der Schlacht schnell verzehren müsse. Da bricht plötzlich der Braunschweiger aus dem Hinterhalt mit wildem Kriegsgeschrei auf den Feind im Rücken ein; der Kampf verwirrt sich auf die schrecklichste Weise; alles kommt in den Reihen der Preußen in gänzliche Unordnung; nirgends ist Halt und Widerstand, im Schwerte keine Rettung mehr und nur in der Flucht ein zweifelhaftes Heil. Aber auch dieses ward nur wenigen zuteil, denn das unsichere, morastige Gelände fast rings umher machte das Entfliehen großer Haufen ganz unmöglich; zudem war auch der enge Dammweg schon während der Schlacht von denen aus der Wehrfeste Schneckenberg besetzt worden. Sonst war nirgends ein Ausweg; was von den Deutschen erreicht wurde, erlag dem Schwerte; viele von den Flüchtlingen, sich seitwärts wendend, erstickten im Sumpf. So war in wenigen Stunden das ganze Belagerungsheer der Preußen vor Balga völlig aufgerieben. Den Schrecken der furchtbaren Niederlage benutzend, brach nun Herzog Otto mit den Rittern auf Balga am nächsten Tage auch gegen die nahe Wehrfeste Schrandenberg und die Burg Partegal auf. Sie leisteten geringen Widerstand, wurden leicht erstürmt, durch Feuer verwüstet und die Mannschaft teils erschlagen, teils gefangen.

Doch nicht den Ruhm des Sieges allein auch dessen schönere Früchte wollte Herzog Otto in Preußen noch ernten. Balga blieb ein ganzes Jahr hindurch sein Aufenthalt. Von hier aus brach er vereint mit dem Kriegsvolk des Ordens bald in Warmien, bald nach Natangen, bald ins tiefere Barterland ein. Und da aus allen diesen Gebieten die rüstigsten Krieger, die Hauptleute, vielleicht auch die Reiks oder die Fürsten im Kampfe vor Balga gefallen waren und überall Schrecken und Angst den Waffen des Herzogs unter dem verlassenen Volke vorangingen, so fand nirgends bedeutender Widerstand statt; keiner wagte es, an die Spitze der zaghaften Bewohner der Landschaften zu treten, um dem Kriegshaufen des Herzogs Raub und Plünderung zu wehren. Da ergaben sich endlich, um der täglichen Angst und dem Jammer zu entgehen, die Preußen aus diesen Gegenden in ihr Schicksal, versprachen Gehorsam gegen die Herrschaft des Ordens und die Annahme des Christentums, stellten Geißeln zur Versicherung ihrer Treue und erhielten vom Herzog das verbürgte Versprechen, daß ihre Freiheit nicht unterdrückt, ihr Landbesitz ihnen gelassen und nur ein jährlicher Zins von ihnen an den Orden entrichtet werden solle.

Alle Jugendherbergen sollen Kulturstätten der Jugend und zugleich „Mahnmale des Friedens" zur Verständigung und Freundschaft der Jugend in allen Völkern und Staaten der Erde werden!

Richard Schirrmann

Die Handweberei im Kreise Ortelsburg

Ostpreußen war ein großes Flachsbauland, und ähnlich, wie vor allem in Hof Kapkeim bei Gr. Lindenau die alte bäuerliche Kultur mit neuem Leben erfüllt wurde, blieb auch im Kreise Ortelsburg die Heimweberei lebendig. In den dortigen Bauernhäusern benutzte man grobe Handtücher aus ungebleichtem Leinen, Bettlaken, Getreidesäcke aus Leinwand und klar gemusterte Kleiderstoffe. In altüberlieferten Mustern führte man die „Flickerdecken" aus, für die man abgetragene Wäsche und Kleider wusch, in leuchtenden Farben einfärbte, in Streifen schnitt und auf derbem Aufzug verwebte. Mit ihnen schmückte man die weißgescheuerten Fußböden in den Bauernhäusern, und verkaufte auch manches gut gelungene Stück.

Als in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg die Textilien in Ostpreußen, so wie in andern Landesteilen, knapp wurden, erfolgte eine Wiederbelebung der Wollspinnerei und Wollweberei, da man wieder bedacht war, Kleider, Schürzen und andere Sachen selbst herzustellen. Die Kreisbauernschaft führte in einigen größeren Orten des Kreises Webkurse ein, die von geschulten Fachkräften geleitet wurden, und der Landrat von Poser stellte Mittel zur Verfügung, sie auch in kleineren Dörfern ausführen zu lassen, wo sie einige Wochen im Winter bei den Dorfbewohnern großes Interesse fanden. Im großen Zimmer eines Bauernhauses wurden fünf bis sechs Webstühle aufgestellt, an denen die jungen Mädchen des Dorfes unter Leitung einer geschulten Webelehrerin den ganzen Tag spannen und webten, und am Ende des Kursus wurden Gäste geladen und ihnen die geleisteten Arbeiten vorgeführt. So wurden in wenigen Jahren gegen vierzig Webkurse veranstaltet, bei denen man oft kunstgewerbliche Talente entdeckte. Manche Bäuerin suchte überlieferte Webmuster hervor, und Kleider und Schürzen wurden mit schönen alten Borten besetzt. Man arbeitete auch Gardinen, Tischdecken, Kissenplatten und ähnliche kam wieder in Gang. Zu den vorhandenen 300 Sachen, und auch die Flickendeckenweberei bis 400 Bauernwebstühlen wurden noch etwa acht moderne Handwebstühle mit Schnellade angeschafft, die fast dauernd in Betrieb waren. Eine der Weblehrerinnen, Gertrud Schnittke, richtete in Ortelsburg eine Werkstätte für Handweberei ein, die immer Arbeit hatte und mindestens ein junges Mädchen als Lehrling beschäftigte. Nach der Umsiedlung der Flüchtlinge hat sie jetzt wieder eine Werkstätte in dem holsteinischen Ort Uetersen eröffnet. Auch die Volkshochschule in Jablonken besaß unter Leitung von Berta Syttkus eine Webschule.

SINGENDE HEIMAT. Lieder des deutschen Ostens. Hrsg. vom Ostdeutschen Sing- und Spielkreis Berlin. 2 Hefte (Teil 1: Festliche Lieder, Teil 2: Fröhliche Lieder) mit je 32 Seiten, je DM 1,60. Verlag Merseburger, Adolf Strube, Berlin-Nikolassee.

In dieser handlichen, preiswerten Form eignen sich diese Liederhefte vor allem als Arbeitsbehelf für landsmannschaftliche Gruppen und Laienchöre. Die Auswahl enthält Lieder für alle Gelegenheiten. Ein wertvoller Beitrag zur Erhaltung ostdeutschen Kulturgutes, dem wir gern weite Verbreitung wünschen.

Streit um Preußens Kunstgüter

Stiftungsgesetz „Preußischer Kulturbesitz" in Frage gestellt

Das ehemalige Land Preußen fand 1945 ein jähes Ende. Die Alliierten lösten durch einen der ersten Kontrollratbeschlüsse das Land als „Keimzelle des deutschen Militarismus" kurzerhand auf. Sein Gebiet von einst gehört heute zu einigen Verwaltungsbezirken der sogenannten DDR und allen Ländern der Bundesrepublik mit Ausnahme der Hansestädte, Bayerns und der Saar. Ein Teil steht unter sowjetischer und polnischer Verwaltung. Um die Hinterlassenschaft des Landes ist ein Streit ausgebrochen, der am 25. Mai das Bundesverfassungsgericht beschäftigt. Es geht um Vermögenswerte des ehemaligen Landes Preußen und besonders um seine Kunstgüter.

Der II. Senat des Bundesverfassungsgerichts wird entscheiden müssen, ob das Gesetz zur Errichtung einer Stiftung „Preußischer Kulturbesitz" und zur Übertragung von Vermögenswerten des ehemaligen Landes Preußen auf diese Stiftung mit dem Grundgesetz vereinbar ist. Die Länder Baden-Württenberg, Hessen und Niedersachsen haben die Prüfung und die Nichtigkeitserklärung des Gesetzes vom 25. Juli 1957 beantragt. Der Antrag wird von der Landesregierung von Rheinland-Pfalz unterstützt.

Vor Kriegsende wurde ein Teil des preußischen Kulturbesitzes in die westlichen Gebiete der Bundesrepublik verlagert. Ein Teil kam auf der Flucht vor der Roten Armee nach Westdeutschland. Wieder ein anderer Teil war schon immer in den Preußischen Westprovinz gewesen. Als der Staat Preußen zu existieren aufhörte, erhob sich die Frage, ob die Länder, deren Grenzen früheres preußisches Gebiet umschließen, deshalb nun auch zu den Erben Preußens zählen. Das Grundgesetz sieht vor, daß die Kulturhoheit Angelegenheit der Länder ist. Bedeutet dies, daß sie einen weiteren Anspruch auf diese Kunstgüter haben, weil deren Besitzer nicht mehr existiert und der Bund selbst keine Kulturhoheit hat, dementsprechend also auch keine derartigen Stiftungen errichten dürfte?

Kunstgegenstände sind keine Suppenteller, die man bei einer Erbschaftsauseinandersetzung hübsch paarweise an die verschiedenen Hinterbliebenen verteilt. Dies mag wohl auch der Grund dafür gewesen sein, daß sich der Bundespräsident, gewiß kein Verteidiger Preußens, für die Schaffung der Stiftung einsetzte. Jetzt bekommt Professor Heuss dafür die Quittung: Die Länder haben über den Bundesrat einen Organstreit beim Bundesverfassungsgericht gegen den Bundespräsidenten angestrengt. Der Bundesrat macht dabei geltend, daß er durch die Ausfertigung und Verkündung des Gesetzes in seinen Rechten verletzt sei.

Preußen ist zumindest als Staat tot. Von einer militärischen Gloriole will niemand mehr etwas wissen. Um seine „unpreußischste", seine zivile Erbschaft, den Kunstbesitz, streiten sich jetzt Länder und Staatsoberhaupt. Wie werden die obersten Richter in diesem Streit um Kulturhoheit, logisches Gesetz und verbrieftes Länderrecht entscheiden?

Wohin im Urlaub?

Südtirols schöner Vinschgau lädt ein!

Nicht nur auf seiner vorzüglichen Autostraße etschabwärts gen Süden zu fahren, sondern auch zum Verweilen, Zum Schauen und Rasten in einer geheimnisumwitterten Landschaft. Millionenalt ist die Erdgeschichte des Tales und jahrtausendalt die Menschengeschichte. Fresken, um 800 von irischer Hand gemalt in der St. Prokulus-Kirche von Naturns und Kirchen aus dem 12. Jahrhundert in anderen Ortschaften sind Zeugen jener Zeit. Gar von noch älterer Geschichte zeugt die Nibelungenhandschrift, die auf Schloß Montani bei Morter gefunden wurde. Wehrbauten des uralten rätischen Adels und der kampfwütigen Matscher Vögte kontrastieren mit behäbigen Höfen eines ebenso alten wie ernsten Bauerngeschlechtes.

Voller Widersprüche ist die Landschaft, die in Reschen fast hochalpin beginnt und bis vor die Tore Merans, mit seinen Weinbergen und Palmen, in einem südlich-molligen Klima endet. Hier die künstlichen Stauseen mit den modernsten Elektrizitätswerken, dort Schlösser und alte Klöster, sowie Spuren der Eiszeit, aus der Zeit der Römer, der Völkerwanderung und von wechselnden Besitzern bis zu den Gründern des Landes Tirol.

Hie die Bergbauern, die noch mit primitiven Mitteln ihren kargen Boden bebauen, dort die schönen stilvollen alten und neuen Gasthöfe, die größtenteils bereits mit den modernsten Bequemlichkeiten der neuen Hoteltechnik eingerichtet sind.

Und wer es wirklich so eilig haben sollte gegen den Süden zu fahren, genieße wenigstens den stets freien Ausblick von der herrlichen Straße und wähle sich bereits sein Plätzchen für den nächsten Besuch des Vinschgaues.

Kansas City hört von Ostpreußen

Einen großen Anklang finden die Vorträge des jungen Ostpreußen Klaus Möller aus Kansas City in den Vereinigten Staaten. In Hochschulen, Klubs und kirchlichen Organisationen herrscht besonders reges Interesse für die Darlegungen des deutschen Gastes über das Problem Ostpreußens und der deutschen Ostgebiete.

Jugenderholungswerk auf der Burg Hohenzollern

Die Burg Hohenzollern bei Hechingen, die Stammburg der Hohenzollernfamilie beherbergt seit nunmehr fünf Jahren ein Erholungswerk für heimatvertriebene Berliner Ferienkinder, das von der Prinzessin-Kira-von-Preußen-Stiftung für Heimatvertriebene eingerichtet wurde und getragen wird. Über 350 Berliner Kinder und Jugendliche, meist Voll- oder Halbwaisen heimatvertriebener Eltern, konnten aus Mitteln dieser Stiftung in den vergangenen fünf Jahren, jeweils in Gruppen von 10 bis 17 Jungen oder Mädchen, Ferien auf der Burg verbringen. Manche von ihnen hatten die Stadt Berlin bisher noch niemals verlassen, so daß für sie allein schon die Fahrt durch Deutschland ein großes Erlebnis war. Sie wurden unter Mithilfe amtlicher Berliner Stellen und Jugendorganisationen ausgewählt, wobei die Bedürftigkeit erste Voraussetzung war.

Um diese Ferienaufenthalte zu ermöglichen und in der Burg geeignete Aufenthaltsräume zu schaffen, veranstaltet die Stiftung alljährlich Wohltätigkeitskonzerte im Grafensaal der Burg, die seit 1953 einen Reinerlös von 128 000 DM erbrachten. Von diesem Geld wurden fünf Schlafzimmer, ein Waschraum, eine Dusche, ein Speiseraum, zwei Aufenthaltsräume, ein Tischtennisraum, Küche und Vorratsräume eingerichtet. Die Gruppen der Berliner Kinder und Jugendlichen bleiben jeweils drei Wochen auf der Burg, und zwar in der Zeit von Ende Mai bis Ende September. Für dieses Jahr war die Nachfrage so groß, daß die erste Gruppe für 1959 bereits seit Anfang Mai auf der Burg ist. Mehrere Gruppen mußten auf das Jahr 1960 vertröstet werden. Das diesjährige Wohltätigkeitskonzert findet am 13. Juni mit dem Stuttgarter Kammerorchester unter Professor Karl Münchinger und mit dem Cellisten Ludwig Hölscher statt.

Prinzessin Kira und Prinz Louis Ferdinand von Preußen haben anläßlich des fünfjährigen Bestehens des Jugenderholungswerks der Stiftung allen bisherigen Spendern gedankt und die Hoffnung ausgesprochen, daß sie es fortführen und erweitern können „in einer Zeit, in welcher Berlin und seine Bewohner wieder einer so harten Belastungsprobe ausgesetzt sind."

Schloß Gr. Steinort verfällt

Niemand kümmert sich um die laufende Instandhaltung des Schlosses Gr. Steinort im ostpreußischen Kreis Angerburg. Durch die zerschlagenen Fensterscheiben strömen der Regen und im Winter der Schnee herein, so daß die berühmten Wandmalereien aus der Barockzeit und die wertvollen Stuckdecken zerstört werden. Nur 10 Räume der insgesamt 64 kleineren und größeren Räume des Schlosses sind gegenwärtig provisorisch in Benutzung. Man ist zwar über die „Vernichtung bekümmert", und empfiehlt, das Schloß für den Fremdenverkehr zu nützen; aber es ist fraglich, woher die notwendigen Mittel kommen sollen; denn das Staatsgut Steinort hat für das laufende Wirtschaftsjahr noch ungefähr 500 000 Zloty Verluste eingeplant.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Der 15. Juli 1410 war angebrochen. Nur wenige Stunden Rast waren dem erschöpften Ordensheer vergönnt gewesen. Denn Späher brachten die alarmierende Nachricht, daß der Feind seine Zelte um Mitternacht abgebrochen und wahrscheinlich im Anmarsch sei. Um das Lager nicht zu verraten, wurde deshalb kein Feuer angezündet, sondern man hatte sich mit Brot begnügt und gedörrten Fischen, die in großen Mengen als Proviant mitgeführt wurden, und einem Trunk Wassers. Nach gemeinsame Gebet hatte dann der Hochmeister das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Der Troß aber blieb zurück, da er nur hinderlich gewesen wäre.

Mit Ulrich von Jungingen an der Spitze, neben dem der Bannerträger mit der Hochmeisterfahne ritt, darin eingestickt das Wappen Jungingens: ein blau-weiß quadratierter Schild mit Helm, den ein schwarzes und ein weißes Büffelhorn mit je vier weißen und schwarzen Hahnenfedern zierten, zogen der oberste Marschall, die Marschälle, Großkomture, Komture und ein schier unübersehbarer Heerzug schweigend auf Tannenberg zu, denn es galt, nach bewährter Taktik dem Feind durch einen machtvoll vorgetragenen Angriff alle möglichen Chancen von vornherein zu nehmen. Unheimliche Stille lastete über dem Lande; es war, als ob die Natur den Atem anhielt ob des Kommenden. Die wenigen am Wege liegenden Hütten schienen verlassen, oder die Bewohner hielten sich verborgen. Trotz der Morgenfrühe brannte die Sonne bereits mit voller Glut hernieder. Es versprach, ein heißer Sommertag zu werden...

Kaum war die Engstelle bei Semen passiert, stieß das Ordensheer unerwartet auf das unter wehenden Feldzeichen bereits in Schlachtordnung aufgestellte Litauerheer, befehligt von dem Fürsten Vitoldas. Die Flanken bildeten Tataren, Serben, Walachen, Russen und Böhmen, deren Anführer der wilde Ziska war. Nachdem das Hauptheer abschwenkte, da in der Ferne die polnische Hauptmacht zu sehen war, reihte sich der deutsche rechte Flügel in die gewohnte Schlachtordnung. Auf beiden Seiten bliesen jetzt die Hörner zum Angriff. Die Ordensritter waren im Nachteil, weil die Sonne ihnen direkt ins Gesicht schien und sie blendete. Mit gellendem Geschrei preschten auf struppigen Pferden zuerst die Tataren heran und ließen einen Pfeilhagel auf die gepanzerten Ritter nieder. Dann setzten sich beide gegnerischen Linien aufeinander zu in Bewegung. Es war ein fürchterlicher Zusammenprall. Eisen schlug auf Eisen, hüben und drüben sanken die Kämpfer wie reife Garben zu Boden. Zäh und verbissen wurde gekämpft, als plötzlich die feindlichen Reihen zu wanken begannen und vielerorts schon die Flucht einsetzte. Siegestrunken und aus der Schlachtordnung sich lösend setzten die Ordensritter dem Feinde nach, konnten ihn aber wegen der Behinderung durch ihre schwere Panzerung nicht einholen. Als nach Stunden die von der Verfolgungsjagd erschöpften Ritter zum Hauptheer zurückkehren wollten, gerieten sie in einen Hinterhalt, den Vitoldas ihnen gelegt hatte, und wurden niedergemetzelt, denn die Flucht des Feindes war nur eine Kriegslist gewesen.

Von der Vernichtung des rechten Heeresflügels hat der Hochmeister aber nichts mehr erfahren, denn bald hinter Semen hatte er die polnische Hauptmacht, obwohl diese weit in der Überzahl, mit Elan angreifen lassen. Aber es war nicht mehr das mit Speeren und Schwertern primitiv ausgerüstete Bauernvolk der Preußen, das die Ordensritter einst bekriegt hatten, „um seine Seele vor dem ewigen Verderben und für das ewige Leben zu retten", sondern jetzt war es ein nach ordensritterlicher Kampfesweise geschulter und ebenso gewappneter Gegner, der diese Schlacht gesucht hatte, um den verhaßten Gegner, den Deutschen Ritterorden für immer zu vernichten. Stundenlang wogte der Kampf mit wechselndem Glück hin und her, und auch hier begann der Feind zurückzugehen, so daß der König Wladislaw, der von einem Hügel die Schlacht leitete, sie für verloren hielt und den Befehl zum Rückzug geben wollte. Da drangen plötzlich, angeführt von dem polnischen Hauptmann Zindras, polnische Reserven, Reiter und Fußtruppen, von allen Seiten hervor und warfen sich mit Wutgebrüll auf die Deutschen. Jetzt erst begann das eigentliche Schlachten. Die Luft war erfüllt vom Waffenlärm und dem Stöhnen Sterbender. Zu Haufen türmten sich die Leichen Erschlagener. Vergeblich versuchten die Deutschritter sich zur Schlachtordnung zu formieren, aber fünf, sechs Polen umzingelten jeden von ihnen und schlugen sie vom Pferde. Wie fressendes Feuer drang der Feid immer tiefer in das nach hinten noch gestaffelt stehende Ordensheer. Und die in eisernen Kübelhelmen, Panzern, Kettenhandschuhen und Beinschienen verpackten Ordensritter waren unter der sengenden Sonne schon dem Verschmachten nahe und zu erschöpft, um sich wehren zu können. In dem dichten Getümmel war das über ein Meter lange Schwert auch zu hinderlich. Zudem machte sich das Fehlen des Trosses übel bemerkbar, denn es gab keinen Fetzen Leinwand, um die Verwundeten zu verbinden, und keinen Tropfen Wasser zur Labe. Langsam begann das Ordensheer zurückzugehen, der feindliche Ansturm war zu gewaltig.

Mit Schrecken sah Ulrich von Jungingen den Ausgang der Schlacht. Waren sie alle auch todgeweiht, so wollte er mit Einsatz seines Lebens versuchen, das Schlimmste zu verhüten, denn nur über seine Leiche sollte der Feind in das friedliche Land eindringen. Mit den Letzten seiner Getreuen und den übriggebliebenen Fähnlein Ritter und Reisiger sprengte er jetzt selbst in das dichteste Schlachtgetümmel, mit dem Schwerte sich einen Weg bahnend. Die wie ein Ungewitter hereinbrechende kleine Schar verursachte zuerst Verwirrung unter den Polen. Dann aber hatte man den hochgewachsenen Ritter auf dem weißen Pferde erkannt, und mit vermehrter Wut stürzten sich die polnischen Söldner ihnen entgegen. Bald sah sich der Hochmeister, von den Seinigen getrennt, von drohend erhobenen Spießen umgeben. Todesmutig, anzuschauen wie St. Georg, schlug er mit dem Schwerte um sich, als ein Wurfspieß ihn in die Brust traf. Ulrich von Jungingen wankte im Sattel, da traf ihn ein zweiter Speer mitten ins Gesicht, durchschlug die das Gesicht schützende Panzerplatte. Blutüberströmt sank der Hochmeister vom Pferde, und über ihn stürmten mit Triumphgeschrei die Feinde voran. Entsetzt sahen die Ritter ihren Hochmeister fallen. Jetzt gab es kein Halten mehr, der Rest des Ordensheeres wandte sich zur Flucht, noch lange verfolgt vom Feinde. Als die dunkle Nacht hereinbrach, sammelte sich das geschlagene Heer in Frögenau in stummer Trauer um seine Gefallenen, während drüben Lagerfeuer aufflammten und Siegeslieder erschallten.

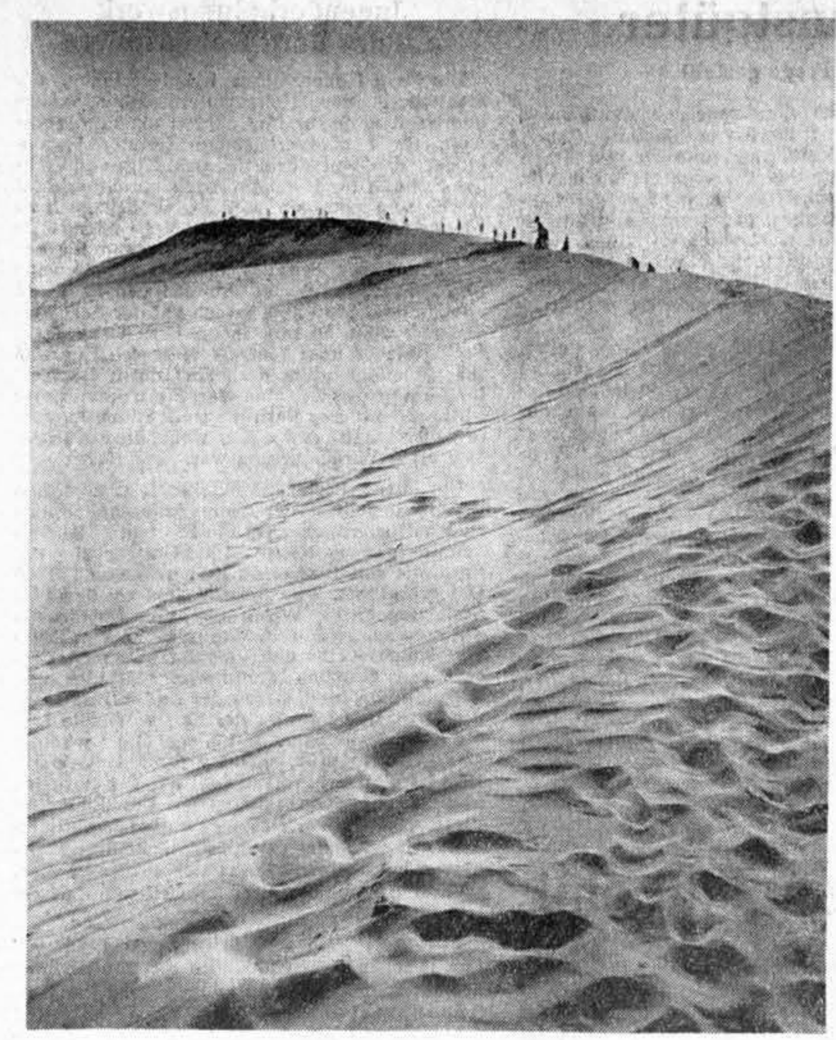
Der Tod hatte auf dem Schlachtfelde zu Tannenberg überreiche Ernte gehalten. Hochmeister Ulrich von Jungingen, der oberste Ordensmarschall und Königsberger Komtur Friedrich von Wallenrodt, der Großkomtur Kuno von Liechtenstein und viele andere Ordensgebieter und Ordensbeamte lagen erschlagen auf der Walstatt. Mit ihnen, wie der Chronist schreibt, 40 000 Ritter und Reisige. Unzählige waren in Gefangenschaft geraten und konnten erst nach Jahren gegen ein sehr hohes Lösegeld von 100 000 Schock böhmischer Gulden wieder freigekauft werden. Erschlagen waren auch der Komtur von Ragnit, Eberhard von Wallenfels, und die Seinen, die so siegesgewiß zur Mittsommerzeit vom Memelstrom nach Tannenberg gezogen waren. Das Ragniter Banner, drei rote Mützen auf weißem Tuch, lag blutgerötet unter ihnen.

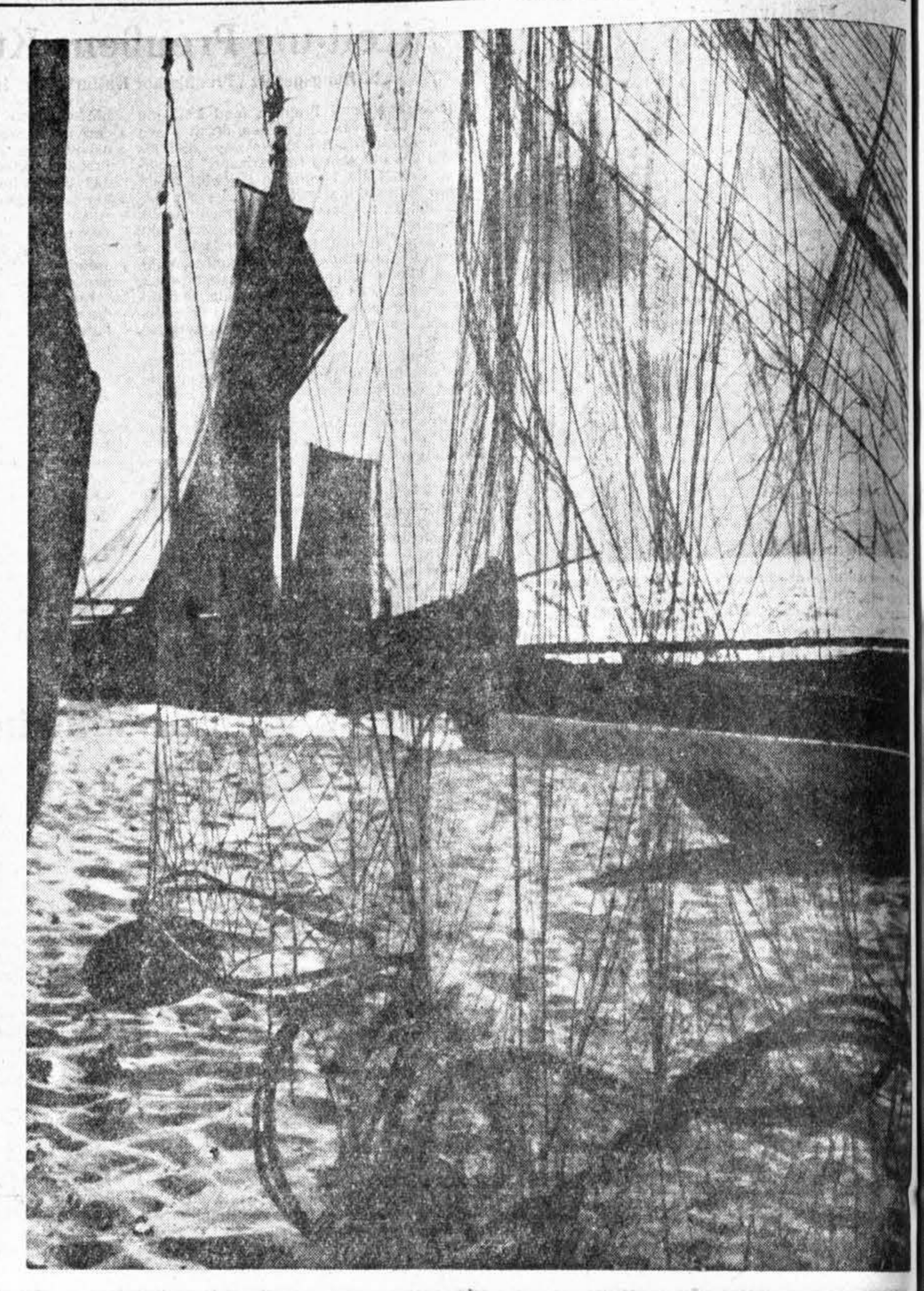
Der Feind hatte 60 000 Tote zu beklagen, darunter auch viele litauische und polnische Edle. Groß aber war seine Kriegsbeute, und auch der gesamte Troß war ihm in die Hände gefallen. Die fremden Hilfsvölker wurden von König Wladislaw reich belohnt. Ein Teil der Krieger des großen Tataren-Chans begehrte Land und bekam es. Noch vor dem letzten Weltkrieg gab es in Litauen, am Memelstrom und im Wilnagebiet, rein tatarische Dörfer und in der litauischen Hauptstadt war ein Tatarenviertel mit einer Moschee, da die Tataren Moslems sind. Manche Tataren waren Offiziere in der litauischen Armee oder bekleideten hohe Staatsstellen. Sie waren alle Nachkommen jener Kämpfer von Tannenberg im Jahre 1410. —

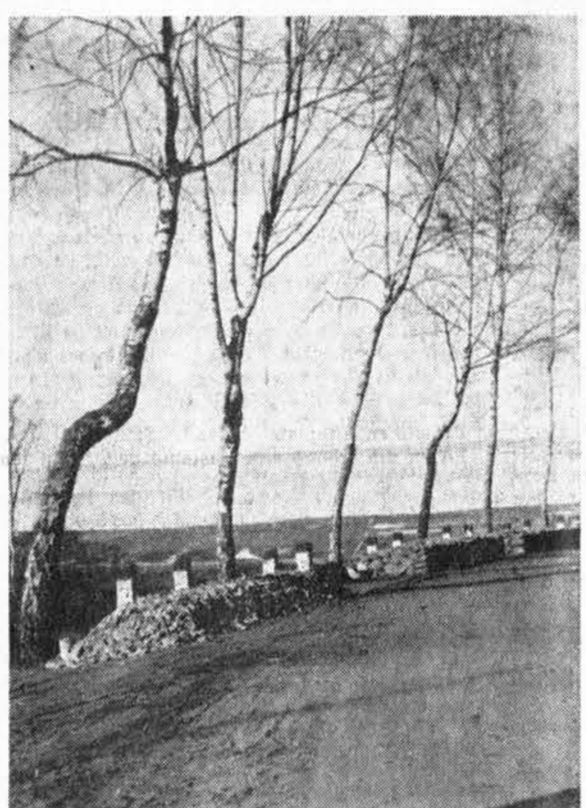
Im Morgengrauen des 16. Juli mußte das geschlagene Ordensheer weiter fliehen, um der drohenden Umzingelung zu entgehen. Nach beschwerlicher Flucht wurde die Marienburg erreicht, das die Polen Malburg nannten. Ungehindert konnte der Feind jetzt in das Ordensland eindringen. Zunächst bemächtigte er sich der nächstgelegenen Ordensburgen, bevor er sich nach dem Herzen des Landes, Marienburg, wandte. Als erste fielen die von der Besatzung fast entblößte Neidenburg und das „feste hus Lick" am Lyckfluß. Die Schlacht bei Tannenberg hatte dem Deutschen Ritterorden den Todesstoß versetzt.

Die Kunde vom unglücklichen Ausgang der Schlacht drang erst nach Wochen bis zur neuen Burg „of der Tilse" am Memelstrom. Voll banger Sorge blickten die Burginsassen über die Zinnen gegen Osten, wo der Feind drohte. So haben mit Schrecken die Bürger der Stadt Tilsit in den letzten Monaten des vergangenen Krieges, 500 Jahre nach jenem Tannenberg, über den Memelstrom nach der Grenze geblickt.

(Wird fortgesetzt)







Was Wilhelm von Humboldt von der Kurischen Nehrung sagt, daß man sie ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben müsse, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen sollte, trifft sicher auch für viele andere Strecken des heimatlichen Strandes zu, für die samländische Küste sowohl wie für die Frische Nehrung. Unsere Bilder zeigen die einmalige Dünenwelt der Kurischen Nehrung (links oben), Boote und Netze am Haffstrand von Nidden (rechts), Blick auf das Frische Haff (links Mitte) und den Strand von Rauschen, der Perle des Samlandes (unten).

Ferienparadies Ostpreußen

Bildernachweis: Das Foto der Boote und Netze entnahmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Burkhard-Verlages Ernst Heyer, Essen, dem Band „Ostpreußen" der Reihe „Deutsche Landschaft", den wir in einer unserer letzten Ausgaben ausführlich besprochen haben. (3 Fotos OW-Archiv)

Nacht am Strande

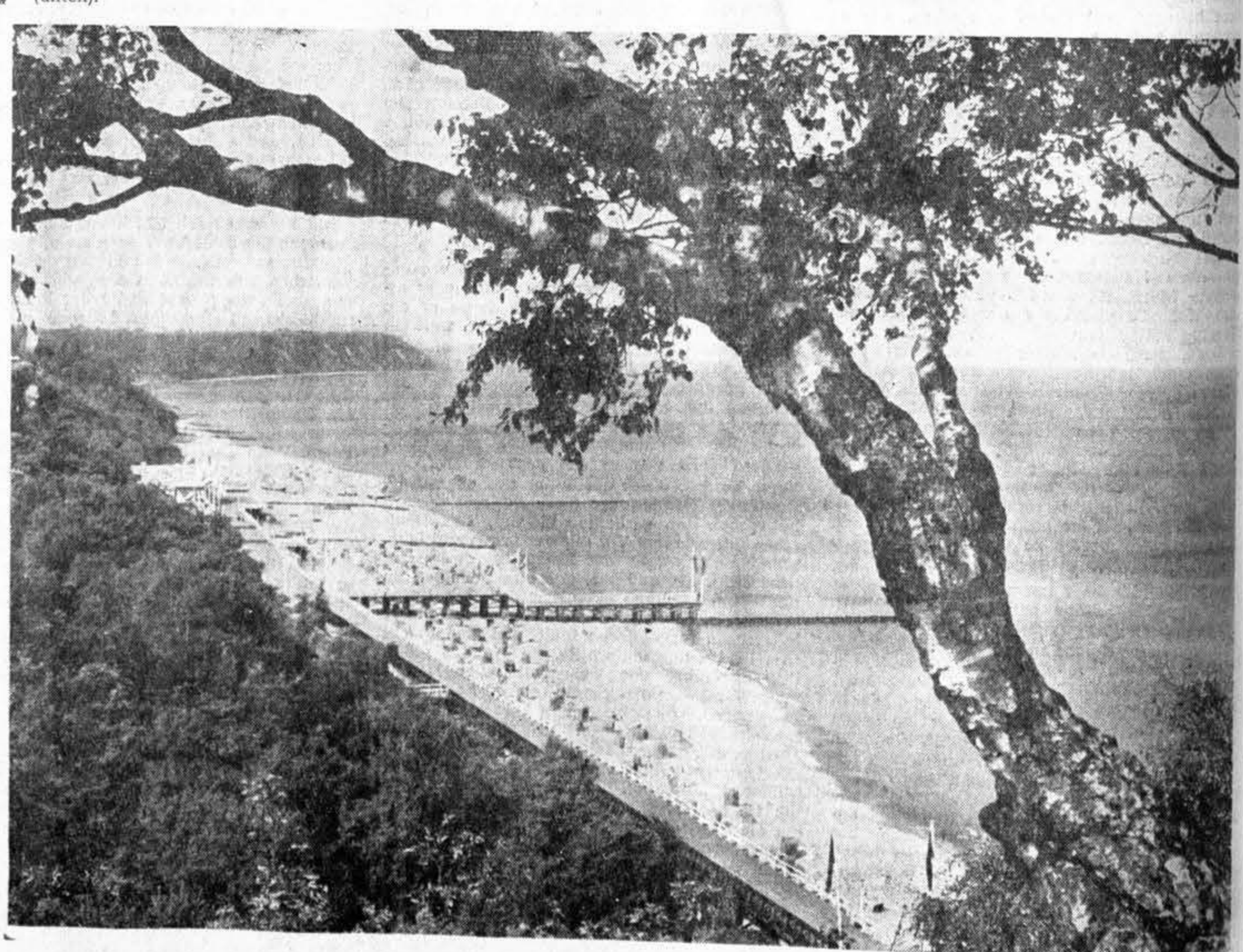
Der Mond steigt über'n Dünenhang,
um heimlich wohl zu hören
des Meeres leisen Abendsang,
der alles will betören.

O wundersame Melodie,
die silbern singt am Strande!
Die Dünengräser hören sie
und wiegen sich im Sande.

Ein rabenschwarzer Kiefernbaum
steht auf der Düne Gipfel
und küßt des blauen Himmels Saum
mit glückdurchbebtem Wipfel.

Ein Leuchtturm schaut von Zeit zu Zeit
blitzäugig aus der Ferne.
Mein Herz wird wie die Welt so weit
und hängt voll goldner Sterne.

Fritz Kudnig



Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 6 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — Juni 1959

Königsberger Brunnen

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt



Der Reichtum an Brunnen in südlichen Ländern ist bekannt. Er ist begreiflich. Spielt doch das Wasser bei der heißstrahlenden Sonne dort eine ganz andere Rolle als in unserem kühlen feuchten Norden.

Auch in süddeutschen Städten plätschern noch zahlreiche Brunnen; in Königsberg erwartete man keine zu finden, aber doch gab es mehr als man glauben sollte. In der Renaissancezeit hatte allein die Altstadt 14 Brunnen. So kennen wir aus jener Zeit den „Kettenbrunnen", den „Pfeiferbrunnen", den „Roßbrunnen im Winkel". Caspar Stein nennt ferner den „Mälzenbräuerbrunnen" und erwähnt einen „nunmehr verschütteten laufenden Brunnen" auf dem Kollegienplatz, sowie einen „Brunnen mit kaltem und sehr klarem Wasser" in der Vorderen Vorstadt.

Vom Oberteich führten vier aus Holzröhren bestehende Leitungen, drei westlich, eine östlich des Schloßteiches mit vielfachen Abzweigungen durch die Oberstadt zur Speisung öffentlicher Pumpen. Das Straßenviertel der Laak hatte eine besondere Wasserversorgung durch Fassung von Quellwasser im Tale des Volksgartens erhalten. Diese beiden Wasserversorgungsanlagen dienten jedoch nur den Einwohnern nördlich des Pregels; Kneiphof und südliches Pregelufer waren auf Flachbrunnen und Flußwasser angewiesen. Häuser ohne Pumpen entnahmen das Wasser bei den glücklicheren Nachbaren. Zum Wäschewaschen galt das Pregelwasser als geeigneter.

Die Renaissancezeit verwandte das Wasser nicht nur zu praktischen, sondern erstmalig auch zu Schönheitszwecken. Neben den der Ernährung dienenden Kraut- und Küchengärten legte sie Lustgärten an, in denen Brunnen und Teiche eine Rolle spielten. Diese Kunstrichtung entfaltete sich prächtig in der Barockzeit. Davon erzählt der Königsberger Stadtarchivdirektor Dr. Gause ausführlich: Damals gab es in Königsberg zahlreiche schöne Gärten, besonders auf dem Sackheim, wo der Blick auf die Wiesen des Pregels den Gartenanlagen den schönen Abschluß gab. Hier war der Andreas Adersbachsche Garten, wo die Mitglieder der Kürbislaube manchmal zusammenkamen, und Wolfgang Creutzens schöner Garten mit Promenaden, Rasenplätzen, Laubengängen, halbrunden Nischen und einer Sonnenuhr aus Buchsbaum. Ähnliche Gärten waren auf der Lomse mit ihren weiten Wiesen. Am Weidendamm lag an der Mündung des Lindengrabens in den Pregel auf einer einstigen gegen die Schweden aufgeworfenen kleinen Schanze der bescheidenere Garten Heinrich Alberts mit der Kürbishütte.

In diesen Gärten spielte die „Wasserkunst" eine große Rolle. So hatte der löbenichtsche Apotheker Samuel Schreiber auf dem Hinterroßgarten in seinem Garten einen Teich mit einer Insel darin, zu dem eine Brücke führte, der Goldschmied im Löbenicht Paul Egelof auf der Neuen Sorge prunkte mit einem Springbrunnen, einem kleinen Kerl, der neckisch seinen blanken Hintern zeigte. Am Ausgang des Hintertragheims besaß der schöne Garten des Kaufmanns Hevelke, der später von dem Kriegs- und Domänenrat Eichmann erworben wurde, gar vier Teiche, drei Kaskaden und zehn Springbrunnen. Dieser Garten war es, aus dem später auch ein Pavillon in den Schloßteich hineingebaut worden war, den alte Stiche uns noch im Bilde erhalten haben.

Der schönste Garten Königsbergs aber war der am Neuen Graben, den wir alle noch gekannt haben. Hierhin leitete der große Getreidekaufmann Friedrich Saturgus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Wasser eines Quelles auf dem Neuroßgärter Kirchenberge, nachdem er das Stückchen Land, wo er entsprang, und zahllose Gerechtsame erworben hatte, fast einen Kilometer weit in Holzröhren, um seine berühmten Wasserkünste springen lassen zu können. Der andere „Königliche Kaufmann" des 19. Jahrhunderts, Carl Friedrich Zschock, der das Saturgussche Grundstück 1831 erwarb, hat diese kostspielige Wasserleitung, die inzwischen verfallen war, wieder erneuert.

Als der beste öffentliche Brunnen Königsbergs galt mit Recht der Schloßbrunnen. Er stand in der Mitte des Schloßhofes; ich habe ihn an anderer Stelle beschrieben. Mit seinem Wasser tränkten schon die Ordensritter ihre Pferde, und die Nah- und Fernwohnenden ließen sich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts täglich einen Krug Wasser von dort holen, das nur als Trinkwasser verwendet wurde. In so hohem Ansehen stand das Wasser dieser Quelle.

Der Apotheker Heinrich Hagen, Besitzer der schönen, 1654 von Hofapotheker Dr. Montanus erbauten, leider 1913 pietätlos abgerissenen Hofapotheke in der Junkerstraße, Vater des Apothekers und Professors der Physik und Chemie an der Albertina, Carl Gottfried Hagen, hatte bereits 1757 das klare und reine Wasser des Schloßbrunnens chemisch untersucht. Er befand es zwar gut, aber das beste Wasser Königsbergs floß nach seinen Untersuchungsergebnissen aus der Quelle im Altstädtischen Junkergarten und aus der im heutigen Pfarrgarten der Altroßgärter Kirche. Diese führten weniger Kalk-, Gips- und Salzteile. Der letztgenannte Brunnen galt gar als wunderheilkräftig. Er gehörte der Witwe Dorothea Gnadcowius; er heilte alle möglichen Krankheiten, besonders die Unfruchtbarkeit der Frauen; er versiegte aber von Stund an, als der Teufel des Geizes der Witwe den Gedanken eingab, für das heilkräftige Wasser Geld zu nehmen. Dies ist selbstverständlich nur eine Sage. Doch da Sagen stets ein wahrer Kern zugrunde liegt, so dürfen wir schon annehmen — abgesehen von Hagens Befunden —, daß hier ein klarer Quell geflossen ist.

Der große Brunnen im Schloßhof wurde 1698 zugeschüttet. Später legte man einen neuen nahe dem Westportal des Schlosses an, der 46 Fuß tief war. Er wurde zu unserer Zeit mit einer Pumpe gedeckt.

Wir dürfen hier auch nicht den klaren Wasserstrahl unerwähnt lassen, der aus einem Löwenhaupt an der Südfront des Schloßhofes sprudelte; dessen Wasser stammte früher mittels Röhrenleitung aus dem Oberteich.

Auf dem Haberberg befand sich ein Quell, der in einer wie ein Häuschen aussehenden Pumpe geführt war. Auf ihr stand das Standbild des sagenumrankten Hans von Sagan.

Einen weiteren Brunnen gab es auf dem Altstädtischen Kirchenplatz. Er war wenig schön und aus Zink gefertigt; auf einem wasserspeienden Delphin ritt ein kleiner Putto. Daß auf dem Altstädtischen Markt ein Springbrunnen war, bezeugt ein Bild des Königsberger Malers Julius Knorre, das in unserer Gemäldegallerie hing; er lag auf dem nördlichen Teile des Marktes und spielt bei Becken diente, wie das Bild launig schildert, der Jugend als Planschbecken.

Ferner befand sich ein Brunnen auf einem kleinen freien Platz in der Koggenstraße. Hier hatte ein Haus im Stil Ludwig XVI. mit Gewinden unter den Fenstern gestanden, später wurde der Platz mit dem die Südwestecke der Kreuzung Altstädtische Langgasse—Koggenstraße bildenden Mietshause bebaut. Dies war der schon erwähnte „Kettenbrunnen"; er war ein altertümlicher, hölzerner Ziehbrunnen, mittels dessen Handwinde man einen an einer Kette befindlichen Eimer emporziehen konnte. Nach ihm trug ein hinter seinem Rücken gelegenes Gasthaus den stolzen Namen „Restaurant zum Kettenbrunnen". Man ließ diesen Brunnen auch nach dem Bau der städtischen Wasserleitung stehen, vielleicht als Unikum, aber als 1898 der kleine Platz bebaut wurde, wurde er abgebrochen. In der häßlichen Mietskaserne fand neuerdings ein kleines „Restaurant" Unterkunft, das nur deshalb erwähnt sei, weil in seinem Schaufenster ein genau nachgebildetes Modell des Kettenbrunnens stand, das erst die Bombennacht vernichtete.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Quellwasser in den sogenannten Sprindhäusern in der Gegend der Sternwarte und des Ausfalltores gesammelt und durch Röhren auf die Brunnen der Stadt geleitet. Nach Faber betrug 1840 die Zahl der öffentlichen Brunnen 116.

Im Jahre 1869 begann man nach dem Entwurf des Baurats Henoch den Bau des Wasserwerks in Hardershof; 1874 wurde es eröffnet. 10 000 cbm Wasser wurden durch die Anlage eines Grundwasseraufschlußkanals am Rande des Damm- und Stobbenteiches in einer Eisenrohrleitung nach dem Verteilungsbehälter in Hardershof geführt, von wo es mit natürlichem Gefälle in das Stadtrohrnetz floß. 1879 wurde in Hardershof ein Dampfpumpwerk erbaut.

Doch diese Anlage entsprach nicht den Erwartungen. In trockenen Zeiten war die Wassermenge beschränkt, und das Wasser blieb durch den an Humimsäure gebundenen Eisengehalt minderwertig.

So wurde die Landgraben-Wirrgrabenanlage der Ordensherren bereits 1887 und durch die Betriebsamkeit des Oberbürgermeisters Theodor Hoffmann (1892—1902) in den Wikauer und Willgaitener Talsperren bis 1895 bzw. 1930 ausgebaut. Dadurch wurde Königsberg eine der deutschen Großstädte, die das vorzüglichste Trinkwasser hatten.

Alle Brunnen in der Stadt wurden 1912 verboten. Die Pumpen öffentlicher Hand und im Privatbesitz wurden abgebrochen und die Brunnen zugeschüttet, da man Seuchengefahr durch sie befürchtete. Nur die Pumpen auf den Friedhöfen blieben bestehen, doch trugen sie nun alle Warnschilder: Kein Trinkwasser!

Als Ersatz spendete die städtische Wasserleitung nunmehr Wasser für eine Reihe von Springbrunnen.

Schon 1901, als man auch in Königsberg dem Altreichskanzler ein Denkmal setzte, wurde es mit einer Brunnenanlage verquickt. Friedrich Reusch, ein geborener Siegener, der zum Königsberger geworden war, schuf das Denkmal und schmückte seinen Sockel mit dem vom Schwerte durchbohrten Drachen der Zwietracht, der nun, sein Leben aushauchend, statt giftigen Geifers klares Wasser aus seinem Maule hervorgurgelte. Heute ist das Denkmal verschwunden, auf seinem Sockel stilt die Büste — ausgerechnet — des Feldmarschalls Suworow stehen. Ob das Mosaikpflaster um den Fuß des Denkmals noch heute das Bismarckwort trägt: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt — ist mir unbekannt.

Ums Jahr 1906 wurde auf dem ehemaligen Pferdemarkt, am Steindamm, vor dem Hotel „Berliner Hof" — damals hieß es noch „Hotel de Berlin" — ein hübscher Brunnen von Stanislaus Cauer aufgestellt, ein liebreizendes kleines Mädchen mit einem Apfel in der Hand darstellend. Dies entzückende Werk hatte im Volksmund sehr schnell die passende Benennung „Evabrunnen" weg.

Bald mußte der Brunnen dem steigenden Verkehr an dieser Stelle weichen und nach einigem Hin und Her fand er seinen endgültigen Platz vor dem edlen Bau des Altstädtischen Rathauses.

Von demselben Meister stammte der Puttenbrunnen, der schließlich neben dem Albrechtstor des Schlosses vor der Hauptwache aufgestellt wurde.

Schon 1894 bei der Errichtung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals waren die schmalen giebligen Häuser der Altstädtischen Bergstraße, die den Altstädtischen Kirchenplatz im Norden begrenzt hatten, größtenteils gefallen; 1907 beseitigte man als eines der letzten dieser Häuserzeile auch das ehemalige Postpackhaus, in dem sich einst die Pomattische, später die Sterkausche Konditorei befunden hatte, und vor dem noch immer die Statue König Friedrich Wilhelm I. auf der Erdkugel paradierte. Das Denkmal wurde in die neue Zyklopenmauer, die zugleich als Puttenmauer des Schlosses diente, eingefügt. Am Altstädtischen Markt erhob sich aus dieser Mauer ein zweiter Aufbau aus Quadern, vor dem ein Denkmal Kaiser Friedrich III. aufzustellen geplant war. Dazu ist es nie gekommen. Aber unten, an der Altstädtischen Bergstraße, an der Stelle, wo Friedrich Wilhelm I. gestanden, begann der Brunnen mit dem Ordensritter zu plätschern. Der Bildhauer Walter Rosenberg stellte, in Granit ausgeführt, einen Ritter mit einer großen Dogge aus einem Felsspalt, dem das Wasser entsprang, trinkend dar.

Auch die prachtvolle Auerochsengruppe von dem hervorragenden Tierbildner August Gaul, die 1912 vor dem neuen Gerichtsgebäude aufgestellt wurde und in der der Volkswitz sehr bald Staatsanwalt und Verteidiger erkannte, erhielt eine kleine Brunnenanlage.

Es mag 1908 oder 09 gewesen sein, als in Königsberg mehrere gleichartige Brunnen aufgestellt wurden, bestehend aus einer gußeisernen Säule, aus der drei Becken mit Wasserstrahlen gespeist wurden. Das größte Becken in Brusthöhe diente Menschen und Pferden, und oft habe ich Taxameterdroschkenkutscher und andere gute Herren ihre Gäule tränken sehen. Das Becken unten wurde an heißen Tagen gern von durstigen Hunden benutzt, nur im obersten Becken an der Spitze der Säule werden wohl die gußeisernen Spatzen die einzigen Besucher gewesen sein.

Solch ein tierfreundlicher Brunnen stand neben dem Schillerdenkmal am Stadttheater, wo sich — sinnig passend zu Schiller — ein Droschkenhalteplatz befand. Später kam er neben die schöne alte Kastanie gegenüber dem „Reichshof". Zwei weitere derartige Brunnen befanden sich auf dem Jahrmarktplatz und, irre ich nicht, am Lindenmarkt.

Auch zweier Fontänen will ich noch gedenken, die bei großer Hitze Kühlung spendeten: die eine sprang im Steingarten neben dem Schillerdenkmal, das ja dann wirklich passend gegenüber dem Schauspielhause aufgestellt worden war, die andere befand sich inmitten des Teiches zu Füßen des Aussichtsturmes in unserem schönen Tiergarten.

Schließlich sei noch ein altbekannter Quell „vor den Toren" erwähnt: die Quelle in Luisenwahl, die stark eisenhaltiges Wasser führt, wie man an dem gelben Belag von Eisenoxyd auf den Steinen zu ihren Füßen sehen konnte.

Fernsehsender in Allenstein

Die optimistisch verkündeten Pläne zum Bau eines Fernsehsenders in Allenstein haben jetzt eine Dämpfung erfahren. Man spricht nunmehr von einem Zeitraum von sechs Jahren bis zur Errichtung der Sendeanlagen.

Aus dem alten Königsberg

Heroisches Geflügel-Spiel

Einer der eifrigsten Freunde und Beschützer der Tonkunst war in Königsberg der bekannte Jurist Lestocq, der ein angesehenes Haus machte. Es war meist besucht von jungen Studierenden von preußischem, kur- und livländischem Adel und erklang immer von Musik. An dem Mittag eines Tages, an welchem abends bei Herrn von Lestocq großes Konzert sein sollte, hatte Podbielski, ein geschätzter Musiker (u. a. auch Lehrer E. Th. A. Hoffmanns), bei dem Minister von Tettau gegessen und die gebratenen Rebhühner auf der Tafel so vortrefflich gefunden, daß er nach seiner offenen Art den Wunsch aussprach, seiner Frau eins davon mitbringen zu können.

Als man von dem etwas langen Mahle aufstand, sorgte die gute, freundliche Dame des Hauses dafür, daß dem würdigen Gambenspieler ein Paar gebratene Rebhühner in Papier gewickelt und in die breiten, tiefen Rocktaschen seines altfränkischen Galakleides gesteckt wurden. Eingedenk dessen, daß er zum Konzert bei dem Kriegsrat erwartet wurde und daß ihm kaum noch Zeit genug blieb, wollte er zu seinem Flügelvortrage noch rechtzeitig eintreffen, den weiten Weg dahin zu machen, eilte er dem Lestocqschen Hause zu, ohne sich vorher seiner angenehmen Küchenbeute zu entledigen. Als er in den Musiksaal trat, hatten alle Augen des weiten Damenkreises und der hinter ihnen stehenden Männer und Anbeter schon längst nach geendigter Symphonie in Erwartung des Flügelkonzertes sich sehnsüchtig nach der Tür gerichtet.

Endlich erschien der alte Musikus und ward von dem höflichen Wirt sogleich zum Flügel geführt, seine Partie aufgelegt und mit dem Ritornell begonnen. Kaum war man aber zum ersten Solo gelangt, als die kleinen, feinen Windspiele, damals in keinem eleganten Hause fehlend, die sich bis dahin ruhig im offenen Nebenzimmer gehalten hatten, der verlockenden Bratenwitterung folgten und unter den tief auf den Boden herabhängenden Rocktaschen des würdigen Mannes den verborgenen Schatz gierig beschnüffelten. Dieser ließ sich dadurch anfangs in seiner gravitätischen Ruhe nicht stören und teilte nur zwischen den lockeren Passagen seines Konzertes den Hunden bald rechts, bald links erst einzelne Klapse im langsamen Tempo, nach und nach aber paarweise in stets wachsender Bewegung aus. Da jedoch die lästigen Tiere immer unverschämter wurden und die Klapse schon häufiger und kräftiger fielen, so daß die Pausen zwischen den Passagen nicht mehr hinreichen wollten, sich ihrer Zudringlichkeit zu erwehren, riß er am Ende eines Solos beide Rebhühner ganz heroisch aus den Taschen, warf sie den lüsternen Hunden mit einem: „Da freßt sie!" hin und spielte nun ganz getrost seine Piece zu Ende. Nun geriet der ganze Saal in Aufruhr, die flinken Windspiele liefen mit ihrer fetten Beute den Damen unter die langen damastenen und grosdetournen Schleppkleider und gewölbten Buffanten, wo sie große Unruhe und Besorgnis erregten, und waren aus ihren Verstecken unter den hohlen Kleiderdächern mit Beobachtung des gehörigen Anstandes nur schwer hervorzuschaffen.

Johann Friedrich Reichardt (um 1770)

In Ostpreußen gab es 17 000 besetzte Storchennester

Häufig wird berichtet, daß die Zahl der Störche in Deutschland bedenklich zurückgehe. Daher sollte man sich besonders eindringlich daran erinnern, daß die Provinz Ostpreußen bis zum Kriege das storchenreichste Gebiet ganz Deutschlands war. Der Storch war geradezu ein Wahrzeichen Ostpreußens, und alles, was mit ihm zusammenhing, fand bei den Ostpreußen das wärmste Interesse. Man wird es heute in der Bundesrepublik, wo ein Storchennest schon zu den Seltenheiten zu gehören beginnt, nur mit Erstaunen vernehmen, daß es 1934 allein in Ostpreußen rd. 17 000 von Storchenpaaren besetzte Nester gab. Diese Zahl ergab eine amtliche Storchenbestandszählung. Eine solche ist auch schon einmal 1905 in Ostpreußen durchgeführt worden, und damals galt mit 841 Nestern, in denen Storchenpaare ihrem Brutgeschäft nachgingen, der Kreis Königsberg als der storchenreichste Bezirk Ostpreußens. Die Storchenzählung von 1905 wies mit 730 Horsten dann den Kreis Niederung, mit 618 Pr.-Eylau, mit 571 Fischhausen und mit 531 Nestern den Kreis Pillkallen als größte Storchenreviere der altpreußischen Provinz aus. Dreißig Jahre später, bei der Bestandserhebung 1934, stand der Kreis Elchniederung mit 726 Storchennestern an der Spitze aller deutschen Verwaltungsbezirke. An zweiter Stelle folgte der Kreis Tilsit-Ragnit mit 714 Horsten, in dem sich diese Zahl seit 1905 um 250 Storchennester vermehrt hatte.

Steuerbefreiung soll helfen

Durch Erlaß des Warschauer Finanzministers wurde eine Steuerbefreiung für drei Jahre für eine Reihe von Handwerkszweigen verfügt. **Die Steuerbefreiung betrifft nur solche Betriebe, die in den Gebieten östlich der Oder und Neiße in der Zeit zwischen dem 1. August 1958 und dem 31. Juli 1960 entstanden sind oder noch entstehen werden.**

An der Erde



Von Emil Merker

Der Wanderer, der Wandernde ist aktiv. Er sagt ich und du. Er ist Freund, wohlwollend zu jedem Ding am Wege, er schaut es liebreich an, er fragt es um sein Schicksal und seine Ansicht über Gott und die Welt, er nickt zustimmend oder setzt seine Meinung dagegen. Wie groß seine Aufmerksamkeit auch sei, wie eindringlich sein Blick, wie tief und gesammelt lauschend sein Ohr, er bleibt doch immer gesondert. Sein Fuß treibt ihn weiter, er legt zurück, das Geräusch seiner Schritte ist in ihm, der Rhythmus des Gehens ordnet sein Blut. So bereitwillig seine Hingabe sein mag, heimlich ist er doch aus auf Bewältigung, Behauptung, die Kampflust schweigt nicht in ihm; er bleibt Mittelpunkt, Brennpunkt der Welt, was um ihn da ist, ist nur seinetwegen da, erst er gibt allem den Sinn.

Aber man braucht nur den Schritt anzuhalten, ein paar Herzschläge lang stehenzubleiben, auf das Brausen der Stille zu horchen, dann ist es anders. Und noch viel mehr anders ist es, wenn man sich setzt. Hast du die Unterschiede zu sitzen schon erfahren? Wer sich auf eine Bank setzt, begibt sich noch in keine Gefahr; er bleibt noch der souveräne Herr der Schöpfung, er kann, so bald es ihm beliebt, aufstehen. Aber schon wenn du dich auf einen Stein setzt, ist es nicht mehr so, und noch viel weniger, wenn du dich irgendwo an einem Hang ins Gras wirfst. Sitzt du da zuerst noch, bald liegst du, und dann schlägt es über dir zusammen. Das Gras, eine grüne Woge überflutet dich. Und schon hast du nicht mehr die Kraft, dich zu wehren, schließt die Augen, läßt dich sinken. Öffnest du sie nach ein paar Atemzügen wieder, dann ist dir, es seien Jahre, eine kleine Ewigkeit vergangen. Nur träge blinzelnd hebst du die Augenlider, aber allmählich schaust du doch und schaust betroffen: Wie? Dieser Abgrund von Licht über dir, wurdest du je seiner bewußt? Wurdest du dir je darüber klar, daß gleich über dir die wilde Unendlichkeit beginnt? Und du schauderst leise vor dem feuchten Blau, das so hoch über dir sich wölbt, das von dir und deinen Schmerzen nichts weiß, nur ein kühles und fremdes Lächeln über der Unruh der Erde ist. Du suchst Hilfe bei den kleinen brüderlichen weißen Wölkchen, die lautlos und geduldig warten, was mit ihnen geschehen soll, ob sie wieder in blaues Nichts zergehen oder zu dunklen Wolken sich ballen und als Regen wieder zur Erde kommen sollen. Vielleicht daß du vor Unbehagen darüber, daß so unvermutet die Ewigkeit über dich herstürze, schon drauf und dran bist, wieder aufzustehen, aber deine Glieder gehorchen nicht. Sie sind auf einmal schwer, als wären sie selber Erde, und das Blut in deinen Adern geht so dunkel und süß. „Gedenke, o Mensch, daß du Staub und Asche bist..." Aber das Wort ist keine Bußmahnung mehr, es ist ein gutes tröstliches Wissen. Einmal wieder Gras und Erde werden müssen, kann nicht schlimm sein.

Eine Lerche steigt auf, nichts ist uns fremd. Die gleiche Trunkenheit des Seins trägt sie in ihrem Lied wie du in deinem Blut. Du bist nicht allein. O über die lächelnde Lockerung in dir, die gute Entspannung! O süßes Verströmen! Grenzen richtest du auf, Tag um Tag, Jahr um Jahr, deine Persönlichkeit zu bauen. Gewiß, so muß es sein, dies ist dir als Aufgabe gestellt. Aber eine Stunde lang, eine träge Sommerstunde lang im Gras darfst du deine verkrampften Hände auftun, alles fahren lassen, dich treiben lassen.

Die Gräser nicken um deinen Kopf in der ernsten Geduldigkeit der Kreatur, die immer wieder so ergreift. Sie müssen wachsen, blühen und verwelken; sie müssen Zelle an Zelle fügen, immer Zelle an Zelle in alle Ewigkeit. Sie tun es und fragen nicht, ob es ein wahnsinniger Teufel oder ein gütiger Gott so angeordnet hat. Sie handeln nach dem Gesetz, das sie bekommen haben, und fragen nicht.

Käfer krabbeln an dem Halm in die Höhe, kehren um und streben wieder hinauf. Sie haben Sorgen, es geht ihnen um Nahrung und Fortpflanzung, aber fragen brauchen auch sie nicht. Fragen muß nur der Mensch. Nein, jetzt auch nicht! Der Wind streicht, streichelt dir mit guten Händen über die Stirn, spielt mit deinem Haar, küßt dich auf den Mund, ist eine liebende Frau, plaudert dir etwas vor, schweigt, beginnt wieder, summt, singt ein Stückchen Melodie zwischen kaum geöffneten Lippen. Die Bäume stehen wie versunken, reglos, aber manchmal hebt ein Flüstern irgendwo in ihren Kronen an, ein raunendes Spiel von ein paar Zweigen teilt sich den Nachbarn mit und wird zu einem großen und weiten Rauschen, zu einem tiefen Atemholen, einem Brausen, das von Baum zu Baum weitergeht und in sich versinkt, verebbt, schwelgt. In den uralten freilich, den Greisen aus den Anfängen des Lebens, in den alle überragenden Kronen der Nadelbäume schweigt das graue Sausen niemals vollständig. Mit soviel Raum über dir, mit soviel Vergangenheit muß dein Herz fertig werden; es hat es nicht leicht. Aber ist es nicht so, daß es gerade an den schwersten Aufgaben insgeheim seine stärkste Lust hat, auch wenn es ein wenig seufzt?

Übrigens ist es nur das Lebendige um dich, Gras und Kraut, das solche Gedanken weckt. Nur das Geborene durchwebt ständig die Schwermut des Seins und steckt auch dein Herz an. Liegst du an der nackten Erde, dann ist es nicht so; sie macht nicht melancholisch. In unserer Dorfheimat ist der Boden all die regenlosen Sommerwochen hindurch hart wie eine Tenne, brennt untertags, daß wir barfüßigen Jungen nur mit gekrümmten Sohlen über manche Stellen hintanzen mußten, wie die Prinzessin im Märchen über die glühende Herdplatte, und noch lange in die späten Nachtstunden hinein ist der Boden warm, und die Männer liegen hemdärmelig vor den Häusern, rauchen und schwatzen und schauen in die Sterne, unter denen sich manchmal einer löst und aus seiner Ewigkeit stürzt. Aber dies Lager ist hart und läßt keine traumselige Weltverlorenheit aufkommen. Das Korn ist reif, morgen muß der Schnitt beginnen!

Ach, überhaupt der Erdboden! Daß man in meinem Heimatdorf auch die Stubendiele so nennt, will mir oft als Zeichen einer dunklen Verbundenheit erscheinen. Als ich als Halbwüchsiger vom offenen Land ins Gebirge kam, wo alles mit Bäumen, mit Streu, mit Wiesenmatten bedeckt ist, fehlte mir etwas. Endlich wußte ich es: der Anblick der Erde; ihre nackte Unmittelbarkeit.

Kinder in der Stadt erfahren vieles nicht; so auch das geschwisterliche Beisammensein mit dem Boden. Für Erde hat der Städter nur ein Wort: Pfui, Schmutz! Wir aber bauten aus Dreck Dämme, die Regenrinnsale zu sammeln, wir faßten mit den Händen in den weichen warmen Schlamm und glitschten ihn voll Lust an unser Bauwerk. Und die Mädchen kneteten Kuchen daraus, streuten zerriebenen Mörtel und Ziegelstaub als Zucker und Zimmt darauf und buken alles in der Sonne. Im werdenden Frühjahr befühlten wir täglich den Boden mit unseren Händen, ob er schon warm genug sei zum Barfußlaufen, stellten begeistert fest, daß er schon „brenne", und lagen dann unseren Müttern so lange in den Ohren, bis es erlaubten. Nicht nur die Kinder, auch die braunen stillen Taglöhnerweiber gingen bloßfüßig und muteten dann mit ihrem lautlosen Tiertritt noch stiller und demütiger an. Sie kauern immer über der Erde, ihr Leib ist ständig über die gebückt. Sie ziehen Disteln aus für Gänse und Ziegen, sie hacken die Erdäpfel, die Rüben, sie graben die Erdäpfel aus und putzen die Rüben. Die Männer, auch wenn sie nur Knechte und Taglöhner sind, sind Aufrechte, Herrische, die in schweren Faltenstiefeln über die Erde stampfen; die Weiber aber sind Gebückte, Knieende.

Ach, die Erde! Gleichzeitig mit mir studierte an der Universität ein Bruder Luftikus, ein Leichtfuß, ein fideler Knabe. Und eines Tages, fast wäre eines Tages der tolle Kumpan eines herabgestürzten Blumentopfes wegen Einsiedel und Klostermann geworden. Er hatte ihn in seinem Ungestüm selbst vom Fensterbrett gestoßen und sich fluchend zu der Bescherung niedergebeugt. Da hatte er zum erstenmal in seinem Leben Erde in seinen Händen und darin das keimende Leben junger Wurzelm, das ertrug er nicht. Es wühlte ihn so von Grund aus auf, daß er von Stund an sein Leben änderte.

Die Erde! Du mußt ein klarer heller Mensch werden, gewiß! Gespannt, funkelnd in Tatbereitschaft und Willenskraft! Aber du mußt trotz allem Dunkelheit in dir bewahren; neben dem Tag die Nacht. Du mußt dich zu bauen, aber auch dich aufzugeben lernen; ständig nicht nur zu leben, auch zu sterben verstehen.

Kastanien



Von Franz Erdmann

Mit riesigen Kronen überwölben sie Höfe,
beschatten Gehöfte, das Wirtshaus, die Mühle,
sie stehen wie Wächter am Eingang zum Parke,
gerichtet zu Reihen an schattigen Wegen.
Mit roten und weißen flammenden Kerzen
erleuchten im Mai sie die lieblichen Nächte. —
Im Sommer ist kühl unterm Laubdach der Abend,
wenn mählich im Blattwerk der dämmernden Kronen
die heimlichen, flüsternden Stimmen verstummen;
dann hängen die Blätter vom Gluthauch der Sonne.
Doch toben die Wetter und stürzen die Fluten
wildrauschend vom Himmel, dann strömen die Wasser
in hellen Kaskaden vom vielfach gewölbten,
breitblättrigen Dach. Es flüchten die Menschen,
der Flut zu entrinnen, beschirmt und geborgen,
ins Dickicht des Baumes und sehen mit Staunen,
wie rings sie umwabert ein gläserner Mantel,
die dröhnende Glocke aus flirrendem Naß.
In Herbststürmen prasseln die stachligen Kugeln
herab auf die Wege und platzen mit Knallen
und streuen verschwenderisch blinkende Früchte,
schön rotbraun polierte, den Kindern zu Füßen.
Die füllen die Taschen mit Jauchzen und Balgen
und schnitzen sich Pfeifen und stopfen sie eifrig
mit Maiskolbenfasern und schmauchen sie ernsthaft
und schwängern die Lüfte mit höllischem Qualm.
Jedoch an trüben, windstillen Tagen
entgleiten die Blätter, die goldenen, großen,
und schaukeln zu Boden, gelassen und lautlos,
und decken die Wege, und traurig im Nebel
stehn kahl nun die Bäume wie Riesenpolypen
mit Saugarmen gierend, die Feuchte zu trinken.
Doch immer wieder erwachen verjüngt sie,
vollendet im Kleinen, das Künft'ge schon tragend
in winzigen zähen, klebrigen Fäusten
und harren des Aufbruchs, des ewig bestimmten,
bis dann eines Morgens nach nächtlichem Regen,
dem lange ersehnten und warmen Geriesel,
sich saftschwellend auftun die winzigen Fäuste,
und jetzo mit hundert zartgrünen, feuchten
und flaumigen Händchen der Baum voll Entzücken,
vom Rauschgold der Sonne verzaubert, ins Licht greift.

Lerne die Natur kennen und Du lebst doppelt!
Nein: Du lebst erst richtig!

Pionier des Segelflugs

Vor 30 Jahren starb Ferdinand Schulz den Fliegertod

In diesen Tagen jährt sich zum 30. Male der Todestag des seinerzeit weltbekannten ostdeutschen Segelfliegers Ferdinand Schulz, dessen bahnbrechende Leistungen als Segelflugpionier immer einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des internationalen Segelflugsports einnehmen werden.

Ferdinand Schulz, der 1892 in der Nähe von Heilsberg in Ostpreußen geboren wurde, besuchte später das katholische Lehrerseminar in Thorn und schloß dort seine berufliche Ausbildung im Jahre 1913 mit dem ersten Lehrerexamen ab.

Sein von Kindheit an brennendes Interesse für das Flugwesen fand seine erste Erfüllung als Kriegsflieger im ersten Weltkrieg. Im Jahre 1919 begann Schulz als Lehrer im Kreise Stuhm seine ersten „Hängegleiter" FS 1 und FS 2 zu bauen, die jedoch schnell zu Bruch gingen. Mit seiner berühmten „Besenstielkiste" FS 3, die bereits eine Klappensteuerung besaß, hatte er mehr Glück. Seine Erfolge in der Rhön und 1923 in Rossitten auf einer Flugdauer von einer Stunde und dreißig Minuten ließen die Welt aufhorchen. Dann aber im Frühjahr 1924 kam der ganz große Erfolg: In Rossitten auf der Kurischen Nehrung hatte Ferdinand Schulz mit 8 Stunden und 47 Minuten den Weltrekord im Segelflug aufgestellt.

Der Name dieses bescheidenen Volksschullehrers ging durch die Weltpresse und fand überall weitgehende Beachtung.

Dank seiner unermüdlichen Tatkraft konnte er weitere großartige Erfolge als Segelflieger erzielen. Im Mai 1927 machte er seinen Rekord-Langstreckenflug nach Memel von 61,5 km, und im Riesengebirge stellte er im Jahre 1928 mit 620 Metern einen neuen Höhenrekord auf.

Diesen von der damaligen Jugend verehrten Meister des Segelfluges riß der Tod am 16. Juni 1929 aus seinem Schaffen. Anläßlich der Einweihung eines Ehrenmals in Stuhm startete Schulz zusammen mit seinem Fliegerkameraden Bruno Kaiser in einem Motorflugzeug, um über dem Denkmal einen Kranz abzuwerfen. Hierbei stürzten beide Flieger tödlich ab. Was an Ferdinand Schulz sterblich war, hat auf dem Heilsberger Friedhof seine letzte Ruhestätte gefunden. Sein kühner Pioniergeist aber lebt weiter in dem weltumfassenden Werk der Segelfliegerei.

Ehre seinem Andenken!

Rudi Trenkel

Ost- und westpreußische Künstler auf der graphischen Austellung in Berlin

Aus Anlaß der fünften Wiederkehr des Todestages Ernst Reuters forderte des Bezirksamt Berlin-Reinickendorf im September 1958 die Künstler Berlins und der Bundesrepublik auf, Arbeiten zur Erlangung des „Ernst-Reuter-Preises für Graplik" zu dem Thema „Künstler sehen Europa-Menschen-Landschaften und Städte" einzureichen. Diese wurden im Rathaus Berlin-Reinickendorf in einer Auswahl zu einer Ausstellung vereinigt, und man hat die Absicht, sie auch in mehreren Städten des Auslandes zu zeigen. Unter ihnen befinden sich auch einige Künstler aus Ost- und Westpreußen.

Martuschka Arendt in Berlin, die am 7. Juli 1909 in Gr. Kommorsk, Kreis Schwetz in Westpreußen, geboren wurde, zeigte den Linolschnitt „An italienischer Küste", Hans-Wolfgang Schulz, der am 29. November 1910 in Insterburg das Licht der Welt erblickte, 1954 den Cornelius-Förderpreis der Stadt Düsseldorf erhielt und 1958 in einer Kollektivausstellung im Maison de France am Kurfürstendamm eine Übersicht über seine Werke gab, war mit einem Farblinolschnitt „Gedächtniskirche" vertreten. Dora Grabosch in Halstenbek in Holstein, die am 5. Januar 1916 in Elbing zur Welt kam und 1951 durch den 1. Preis im Wettbewerb „Schöner Kreis Pinneberg" ausgezeichnet wurde, hatte den Farbholzschnitt „Andalusischer Strand" eingesandt. Dietmar Lemcke in Berlin, der am 13. Januar 1930 in Goldap geboren wurde und 1958, das Stipendium der Villa Massimo erhielt, zeigte zwei Farbradierungen: „Insel mit Kanonen" und „Einsamer Strand".

Charlotte Steinbrucker

„Deutsch-polnische Begegnungen"

Der „Göttinger Arbeitskreis" schließt in den nächsten Wochen seine Berichtsammlung über Taten und Hilfe der Nächstenliebe ab, die Umsiedlern aus den polnisch verwalteten Provinzen und aus Polen nach 1945 von fremden, vor allem von polnischen und ukrainischen Neusiedlern bzw. Nachbarn, zuteil wurden. Die Berichte sollen in Buchform unter dem Titel „Deutsch-polnische Begegnungen 1945/1958" veröffentlicht werden. Damit setzt der „Göttinger Arbeitskreis" die Reihe seiner Berichtsammlungen fort, die im Jahre 1950 mit der Herausgabe der „Dokumente der Menschlichkeit in der Zeit der Massenaustreibungen" begonnen wurde.

Durch die neue Veröffentlichung soll bewiesen werden, daß die ostdeutschen und auslanddeutschen Umsiedler trotz aller erlebten Not und Diskriminierung dankbar der Handlungen jener Nachbarn und Mitbürger gedenken, in denen eine von Menschlichkeit und natürlichem Rechtsempfinden geprägte Gesinnung ihren Ausdruck fand. Sowohl aus mündlichen Schilderungen von Umsiedlern, als auch durch Berichte der polnischen Presse wurde bekannt, daß vielfach polnische und ukrainische Neusiedler, ebenso wie Angehörige von Minderheitengruppen in bestimmten Grenzräumen (Tschechen, Slowaken, Litauer), der deutschen Bevölkerung zur Seite standen und auch oftmals eine Einstellung gegenüber dem deutschen Volke und den Heimatvertriebenen bekundeten, die vom Geiste guter Nachbarschaft und von der Anerkennung des Rechts bestimmt wurde. Durch die Herausgabe der Berichtsammlung „Deutsch-polnische Begegnungen" wird seitens des „Göttinger Arbeitskreises" ein neuer Beitrag für wahre Verständigung und für eine wirkliche Versöhnung der Völker geleistet werden.

Alle Umsiedler werden gebeten, Berichte der geschilderten Art umgehend — spätestens aber bis zum 30. Juni d. J. — an die Adresse des „Göttinger Arbeitskreises", Göttingen, Sternstraße 2, einzusenden. Die Herausgeber weisen aus gegebenem Anlaß darauf hin, daß es in erster Linie auf den Inhalt, nicht aber auf die Form und Länge der Beiträge ankommt. Alle zur Veröffentlichung gelangenden Berichte werden honoriert.

Ostpreußischer Kulturpreis

Im Rahmen des Ostpreußentreffens zu Pfingsten in Berlin verlieh Kulturwart Erich Grimoni in feierlicher Form den diesjährigen Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen an Professor Eduard Bischoff für Bildende Kunst und Hansgeorg Buchholtz für Literatur. Bei den beiden Preisträgern steht die Heimat im Mittelpunkt ihres Werkes; auch bei ihren jüngsten Arbeiten — bei Bischoff ein Zyklus großformatiger Holzschnitte und bei Buchholtz Erzählungen und Romane — ist das Erlebnis und die Erinnerung an die ostpreußische Heimat wesentlicher Bestandteil dieser Werke.

Ein neuer Sudermann-Film

Wiederholt schon wandte sich der Film den Büchern des ostpreußischen Erzählers Hermann Sudermann zu; wir erinnern hier nur an „Der Katzensteg", „Heimat", „Johannisfeuer" und „Die Reise nach Tilsit". Auch für die neue Kurt-Ulrich-Produktion lieferte eine Erzählung Sudermanns den Stoff: „Jons und Erdme". Die Inszenierung liegt in den Händen von Victor Vicas, in den Hauptrollen werden wir sehen: Giulietta Masina, Richard Basehart, Carl Raddatz und Gert Fröbe. „Jons und Erdme" ist wie „Die Reise nach Tilsit" eine Erzählung aus Sudermanns bekanntestem Werk „Litauische Geschichten".

Professor Nadler 75 Jahr alt

Der aus dem Sudetenland gebürtige Literaturhistoriker Josef Nadler, der in den Jahren 1925 bis 1931 als Professor an der Universität Königsberg wirkte und mit der Kant-Plakette ausgezeichnet worden ist, vollendete am 23. Mai in Wien sein 75. Lebensjahr. Von Nadlers Werken wurde vor allem die 4bändige „Literaturgeschichte des deutschen Volkes" bekannt.

Vortrag über polnische Dichtung

Auf Einladung der Künstlergilde sprach der aus Ostpreußen stammende Schriftsteller Valentin Polcuch in der „Insel" in Hamburg über den Wandel der polnischen Dichtung nach 1956. An Hand von zahlreichen Beispielen konnte er nachweisen, daß nach Auflösung der starren Kruste des nach Moskauer Muster gesteuerten sozialistischen Realismus eine neue Lyrik sich zu entwickeln beginnt, deren Gehalt uns stilistische Formen, innere Beziehungen zu westlichen Auffassungen zeigen. Die ebenbürtigen Übertragungen gegenwärtiger polnischer Lyrik von Polcuch fanden starken Anklang.

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Ein Stück Bernstein / Von Wanda Friese

Piet, dreizehnjährig, doch unternehmend, fand an jenem Morgen, als er nichtsahnend die nackten Zehen in den Sand bohrte, ein faustgroßes Stück Bernstein. Nach einer stürmischen Nacht hatte ihm das Meer dies Geschenk direkt vor die Füße gespült. Aber man durfte ein großes Stück Bernstein nicht behalten. Das wußte Piet. Er drehte den braunen unansehnlichen Klumpen in seinen knochigen Jungenhänden hin und her und überlegte. Am besten, er sagte keinem was von dem Fund. Auch Kay nicht, seinem besten Freund. Dem schon gar nicht, denn der war seit langem schon auf Bernstein versessen. Kay war ein Neidhammel und würde ihm den Fund mißgönnen. Aber Kay war nicht da. Piet sprang von einem Bein auf das andere vor Freude. Er machte Pläne. Von seinem Gesparten würde er sich erst einmal das Stück sehr schön schleifen lassen. Aber wo? Jeder kannte ihn in dem Nest, und der Schleifer würde darauf bestehen, den Fund anzumelden. Ohne Schleifen aber wäre das Stück Bernstein unbrauchbar. Es besaß, so wie es jetzt dalag, nicht eine Spur von Schönheit, Glanz oder Farbe. Aber dann in den Facetten geschliffen, würde es leuchten wie eine kleine Sonne. Ein Briefbeschwerer lag dem Jungen im Sinn, wie er ihn bei Onkel Birne bewundert hatte. Oder eine Schale, in die man kleine Utensilien hineintun konnte, Manschettenknöpfe oder derlei.

Voll Übermut warf Piet den braunen Klumpen wohl ein dutzendmal in die Höhe und fing ihn wieder auf. Dann hielt er ihn ans Licht, rieb ihn zärtlich an seinem Ärmel so blank es ging und war ganz aus dem Häuschen. Mittendrinn spähte er angstvoll umher. Kam jemand? Nein, es blieb alles still. Piet war's dennoch nicht geheuer. Ja, wenn das Stück kleiner gewesen wäre. — Aber es war eben nicht klein. Piet hatte zum erstenmal in seinem Leben ein Geheimnis. Wo den Schatz verbergen? Weder sein Schrank hatte einen Schlüssel noch die Kommode. Nur seine Sparbüchse, darin zweiundzwanzig Mark verborgen waren, hatte einen. Sollte er es doch dem Vater sagen? Aber der strenge Vater würde sofort auf dem Anmelden des Fundes bestehen. Nein, es war besser, er sagte dem Vater nichts.

Am hellen Himmel tauchte plötzlich eine schwärzliche Wolke auf. Mit dieser Wolke kam wie von ungefähr Kay herangebraust. Wie ein kleiner Teufel sah er aus mit dem zerzausten rabenschwarzen Haar und den funkelnden Augen. Sie mochten sich gern, der blonde Piet und der schwarze Kay. Aber jetzt, im Augenblick, wirkte Kay störend wie ein Gewitter.

„Mensch, Du hier?" rief der schon freudig von weitem.

Piet fand gerade noch Zeit, den Klumpen Bernstein in seiner Hosentasche verschwinden zu lassen. Aber das Schicksal wollte ihm nicht wohl. Die Tasche hatte ein Loch, und der Klumpen fiel gerade vor Kay's Augen in den Sand.

Bernstein — brüllte Kay enthusiastisch und riß das Stück an sich. „Mensch, Glückstrabe, wo fandest Du das?"

„Hier am Wasser im Tang", sagte Piet so gleichgültig er konnte. Ihm war die ganze Freude verdorben. Er hatte plötzlich kein Geheimnis mehr, und das schien ihm fast das Ärgste.

„Ein dolles Stück, fast so groß wie meine Faust. Du, daraus kann man was Feines machen". Kay tätschelte es liebevoll.

„Gib her, es ist meins."

Piet wollte den braunen Klumpen an sich reißen, fand aber heftigste Gegenwehr. Kay rief lachend: „Nimm dirs doch, haha —"

Er, der Stärkere, Größere, hatte gut lachen. Es kam zu einem erbitterten Kampf.

„Es gehört mir, denn ich fand es ja, und nicht Du", zeterte Piet und rang verzweifelt um die Macht. Aber Kay wußte ihm das Stück immer wieder zu entreißen. Es sah wie Scherz aus, aber den beiden war es bitterer Ernst. Endlich, keuchend und schwitzend, gelang es Piet, die Beute zu fassen. Ach, aber sie entglitt seiner feuchten Hand. Kay jubelte, warf sich blitzschnell darauf, aber auch ihm entglitt das Stück, und plötzlich war es verschwunden. Beide schauten entsetzt, mit hochroten, verlegenen Gesichtern. Kay sprang vom Boden auf, schüttelte den Sand von den Kleidern und überlegte.

„Verdammt —".

Dann warf er sich wieder in den Sand. Piet wollte nicht nachstehen. Er haßte jetzt Kay, hätte ihn erwürgen mögen. Kein Wort fiel, während sie erbittert suchten. Dann aber gab es Flüche wie „Schweinerei", „Teufel nochmal" und andere von der Sorte.

„Wenn ich ihn finde, gehört er mir", frohlockte Kay.

„Das woll'n wir mal sehn."

Kay rutschte auf den Knien bis zum Wasser, derweil Piet, ebenfalls knieend, mit den Augen Umschau hielt. Er hatte die Augen eines jungen Luchses, während Kay Brillen trug. Mit diesen hellen Luchsaugen entdeckte Piet die Beute. Er ergriff sie, und ohne zu überlegen, schleuderte er sie, weit ausholend wie ein Diskuswerfer, vor Kay's aufgerissenen Augen ins Meer, das sie im Nu forttrug, irgendwohin.

„So", sagte Piet aufatmend, „jetzt kannst Du dem Ding nachpfeifen."

„Du auch —".

„Das ist mir wurscht."

„Wer's glaubt, kriegt 'nen Taler."

„Du solltest es jedenfalls nicht bekommen. Ich bin für Gerechtigkeit, daß Du's weißt."

„Haha —".

Kay hatte eine böse Falte zwischen den Brauen. Er spürte große Lust, Piet zu ohrfeigen. Der aber lief davon, mit seiner grellen Jungensstimme hohnvoll noch zurückrufend: „Ätsch!"

„Na warte", kam es von Kay.

Aber dann hielten sie doch wieder zusammen wie Pech und Schwefel. Keiner von beiden, und das war beruhigend, konnte sich in Jahr und Tag des Besitzes von Bernstein rühmen. Gemeinsam trauerten sie ihm nach, schweigend, anhaltend, verbissen.

Wolfgang Federau

Heimat

Nicht mit Worten läßt du dich sagen,
Töne und Farben erschließen dich nicht.
Aber du wirst im Herzen getragen,
und du gräbst dich in jedes Gesicht.

Alle, die fort in die Fremde gehen,
hältst du noch unsichtbar fest in der Hand.
Hinter Nebeln und Wolken sehen
und suchen sie dich nur, ihr Heimatland.

Alle, die in verlorenen Räumen
jagen nach Reichtum, nach Glück und nach Lust,
bergen in ihren einsamen Träumen
sich fiebernd und schluchzend an deiner Brust.

Du brauchst nicht Kirchen, nicht Glockenläuten.
Du machst uns tiefer und anders fromm.
In allen Weiten und Einsamkeiten
dringt dein mahnendes, lockendes: Komm!

Du bist der Erde, des Weltalls Mitte,
der Schwerpunkt bist du für unser Sein.
Und selbst wer dich flieht, geht mit jedem
nur immer tiefer in dich hinein. [Schritte



Kirschenzeit / Zeichnung von Ludwig Richter

Annemarie in der Au:

Das waren halt noch Zeiten

Das ist nun die kleine Schmuggelgeschichte der Elschen Scherreiks:

Der kann sich wirklich für Geld sehen lassen, der nicht ein einziges, nicht ein klitzekleines windiges Malchen die Zollbeamten an der Luisenbrücke — und zwar die von hüben und von drüben — beschummelt hat. Sie schmuggeln alle ein wenig, und sie finden das alle durchaus in der Ordnung so, denn wozu ist wohl sonst die Grenze da. Sie stecken sich ein paar zusätzliche Eier in die Mehltüte und etwas mehr Fleisch in die Kleider als sie haben dürfen, und besonders die Kinderwagen sind ein beliebtes Schmuggelfahrzeug, weil die jungen Frauen mit den Kinderwagen schneller durchgehen dürfen als andere. Sogar die Zöllnerfrauen schmuggeln, und die Männer wissen das.

Und auch die Elschen Scherreiks weiß das, und da sie nun gerade elf Jahre alt geworden ist, findet sie es nahezu peinlich unehrenhaft, daß sie noch nie geschmuggelt hat. Und was kann man zum Beispiel alles schmuggeln: ein heißes Würstchen mit feinem Senf darauf, Äpfel, massenhaft Äpfel, Gurken, Eier, die die jüdischen Händler aus dem Hinterland immer roh austrinken, brr!, und Schlagsahne, ja, vielleicht sogar Erdbeeren mit Schlagsahne, alles Dinge, die es eben nur so schön in Übermemel gibt und sonst nirgendwo in der ganzen Welt.

Und die Elschen hat sich diese Schmuggelgeschichte so in ihren krausen Kopf gesetzt, daß sie gnoddert und gnoddert, die Mutter möchte sie doch zum kleinen Grenzverkehr mitnehmen. Aber die Mutter hat etwas anderes zu tun, als auf die Quengeleien der Marjell zu hören. Schließlich erbarmt sich die Tante Minna. Tante Minna schmengert auch gern an Erdbeeren und Schlagsahne rum, sie ahnt ja nicht, was die Marjell wirklich will.

So besuchen sie denn die Buden, in denen es all das gibt, was ein Hausfrauenherz höher schlagen läßt, besuchen eine nach der anderen, all die kleinen, nudelbrettkleinen Bretterbüdchen, und sie gehen weiter zur Memel hinunter, wo Gänse und Menschen vor lauter Handelseifer durcheinanderschnattern, und es einem mit ihren köstlichen Angeboten schwer machen, die Auswahl zu treffen. Jeder behauptet, daß es nur bei ihm das beste, das herrlichste, das einzig richtige des ganzen, um diese Jahreszeit noch etwas fußfeuchten Marktes gäbe. Und Elschen Scherreiks fällt es schwer, den Dittchen, den sie der Mutter abgeluchst hat, nun auch auszugeben.

Die Tante Minna, die mählich ein menschliches Rühren in ihren Gedärmen spürt von all den genossenen Erdbeeren — Portion zu 10 Pfennig —, drängelt zum Rückweg. Da kauft die Marjell schließlich zwei Eier, zwei wunderschöne, große, braune Eier. So, die hat sie nun! Aber wohin damit, auf daß die Zöllner sie nicht sehen?

Die Tantchen verschwindet mal schnell in einem besonderen Büdchen, und da läßt die Elschen fix die beiden Eierchen in ihrem Kleiderausschnitt verschwinden, eins links und eins rechts, gerade dahin, wo bei ihr im schwesterlichen Mieder — das sie sich heimlich für heute gemopst hat — noch Raum vorhanden ist.

Zuerst kommt das litauische Zollamt, man muß Stufchen hoch. „Paß?" „Ja", ein Handwinken und man kann wieder Stufchen hinuntergehen. Die Elschen haben sie nicht einmal angesehen, und die Marjell ist empört darüber, daß man ihr so wenig zutraut. Aber vielleicht ist das alles auch nur ein raffinierter Trick der Grünen. Bis zum goldenen Brückenkopf in der Mitte der Brücke, der die Grenze bezeichnet, sind immerhin noch etliche Schritte zu gehen, in denen allerhand geschehen kann. Und die Marjell zieht den Kopf ein und kriegt wieder Herzbubbern bis zum Halse hinauf. Und sie überlegt schon, was sie tun würde, wenn — sie sieht sich mit ihren langen Beinen davonrennen, sie sieht sich über die hohen Brückenbogen klettern, sie fühlt sich übers Geländer ins Wasser springen — aber nein, das geht nicht, wer weiß, ob auch gerade ein Boot von der Wasserschutzpolizei parat liegt, um sie wieder aufs Trockene zu bringen — aber da sind sie schon vor dem deutschen Zollhaus. Nun wird es ganz schlimm!

Der Zöllner vor dem Haus läßt ein paar Frauen mit einem Handwinken passieren, aber ausgerechnet die Tantchen und die Marjell müssen hinein und ihren Krepsch vorzeigen. Wenn sie bloß nicht in die Leibesvisitation kommen, herrjechen, herrjechen, die Elschen wechselt die Farbe wie der Floh seine Stellung, und wünscht, sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, schmuggeln zu wollen!

Aber die Tante braucht nur ihren Krepsch zu heben und darf durchgehen, und nach ihrer Begleitung guckt überhaupt niemand hin.

Na, die habe ich mal angeschmiert! Na, das sind mir vielleicht Luntrusse! Anzeigen müßte man die, glatt anzeigen, daß sie nicht mal sehen, wer schmuggelt! Und die Elschen Scherreiks wird mit eins lebendig im Hochgefühl ihrer großen Schmuggelei, daß sie ander Seite der Tante hinaushopst — hinaushopsen will. Denn — hast du nicht gesehen — stolpert die kleine Krät ohne Grund mitten im Raum und schlägt der Länge lang hin.

Ja, da ist nun nichts mehr zu verbergen. Die Zöllner sehen es gelb aus der heulenden Marjell hervorkleckern. Und als sie alles erfahren haben, möchten sie sich am liebsten ausschütten vor Lachen. Zwei Eier, und das nennt die Marjell schon schmuggeln! Zwei Eier!

Und weil sie alle etwas übrig haben für Kinder und selbst noch für solche Lorbasse, die schmuggeln wollen, findet sich manch ein Bonbon, um das Elschen über ihre mißglückte Schmuggelgeschichte hinweg zu trösten.

Das waren halt noch Zeiten, und das waren noch Grenzen!

Sprüche aus dem Kerker

Von Carl Lange (†)

Irgendeine kleine Freude
bringt uns auch der trübste Tag,
ein verschwieg'nes Liebeszeichen,
eines Herzens gleichen Schlag.

*

Gott erhalte meinen Glauben
an das Große aller Zeit,
an ein höheres Vollbringen,
Menschheit und Gerechtigkeit.

*

Heilig halt des Herzens Glühen,
Gutes tun, so viel man kann,
und es kündet inn'res Blühen
eine reiche Ernte an.

Triptychon dreier Gekreuzigter / Von Gerhard Fittkau

DER RECHTE SCHÄCHER

„Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." (Lk. 23, 43)

Die rostige Stimme des alten Staatsförsters polterte plötzlich durch den Wagen: „Der kleene Pfarrer soll mal herkommen!" Die Gefangenen waren über diese Aufforderung von seiten eines Mannes, der keinen Hehl daraus gemacht hatte, welche Gefühle er für „Pfaffen und Juden" hegte, so überrascht, daß sie mich, ohne mich allzu sehr zu verwünschen, über das Gewirr ihrer Arme und Beine kriechen ließen.

„Was kann ich für dich tun, Kamerad?" fragte ich, als ich bei ihm angelangt war. Ich nahm seine Hand in die meine, denn ich sah, daß er sehr schwach war.

„Paster, ich gehe jetzt ein!" sagte er trocken.

„Meinst du wirklich, du ‚verreckst' wie einer deiner Dackel, und danach ist alles vorbei? Und nichts soll diesem Leben nachfolgen! Alles in allem, wofür hast du denn gelebt?"

„Vielleicht gibt es doch was nach dem Tod", sagte er. „Aber was weiß man davon?"

Wir hatten keine Zeit, uns auf lange Erörterungen einzulassen. So sagte ich ihm schlicht, daß er in kurzem seinem Schöpfer und Erlöser für sein ganzes Leben Rede und Antwort stehen müsse. Es gebe sicher manches in seinem Gewissen, was er lieber vorher bereinigen wolle.

Der alte Mann nickte. „Ja, ich bin ein Schweinehund gewesen, so kann ich nicht vor den Herrgott kommen."

Die Totenstille im Wagen wurde nur vom Rattern des Zuges unterbrochen, während der Alte mit seiner öffentlichen Beichte begann.

„Solange du noch einen Atemzug in deiner Brust hast, kannst du von Gott Vergebung erbitten. Und darauf kannst du dich verlassen. Er versteht dich viel besser als der beste Pfarrer auf der ganzen Welt. Wir wollen jetzt nur schnell das Wichtigste durchgehen.." Als sein Atem schwer ging, er mir aber fester die Hand drückte, fragte ich ihn: „Wie hast du deine Frau behandelt?"

„Ich habe zweie kaputt gemacht."

„Und wie hast du dich gegen andere Menschen benommen, vor allem gegen deine Untergebenen, gegen die Rekruten, die du zur Sau gemacht hast, damit du schneller deine Litzen bekamst? Wie bist du mit deinen Forstarbeitern umgegangen, besonders mit den Fremdarbeitern? Hast du sie so behandelt, wie du selbst behandelt werden möchtest? Könntest du ihnen jetzt und in der Ewigkeit gegenübertreten?"

Er war sehr nachdenklich geworden und erhob gegen meine Fragen keine Einwände. „Die würden mich schnell fertigmachen, wenn ich ihnen in den Weg käme", gab er zu.

Als mein Blick auf seine blaue Nase fiel, konnte ich mich nicht enthalten zu fragen: „Und wieviel hast du in deinem Leben getrunken?"

Mit einem matten Lächeln erklärte er: „Einen guten Durchschnitt."

Die unregelmäßigen Bewegungen seiner beklemmten Brust mahnen zur Eile.

„Selbst wenn du wie ein Hund dahingelebt und Gott gar keine Beachtung geschenkt hättest, wäre Er noch willens, dir zu vergeben. Er weiß, wie wenig man dich über Ihn gelehrt hat. Wenn du jemals in deinem Leben irgend etwas Gutes getan hast, so hat Gott das nicht vergessen. Und Er hat uns, schwarz auf weiß, in der Bibel zugesichert, daß Er jeden willkommen heißen wird, wenn er auch nur mit dem letzten Atemzug bekennt: „Mein Gott, du weißt, was für ein Schweinehund ich gewesen bin. Aber wenn Du nur willst, so kannst Du mich rein machen und mich zurück in Dein Haus bringen wie den verlorenen Sohn!"

„Es ist nun Zeit für dich", drängte ich voran, daß du direkt mit dem Herrgott zurechtkommst. Kannst du beten? Kannst du das Vaterunser?"

Sofort hub er mit lauter, rauher Stimme an zu beten und schloß das Vaterunser mit der altliturgischen Schlußformel, wie die protestantischen Christen sie gebrauchen: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

Dreimal wiederholten wir dann den Lobpreis des Dreieinigen Gottes. Mit einer letzten Anstrengung gelang es ihm noch, das letzte „Amen" herauszustoßen. Dann reckte er den Kopf steil auf, röchelte und fiel mit dem Kopf vornüber. Rasch machte ich das Zeichen des Kreuzes über ihn und sprach die Worte der Lossprechung. Es war alles so schnell gegangen, daß ich fast darauf vergessen hätte.

Dann begann ich die Totengebete der Kirche. Das abschließende Gebet, in das die Gefangenen alle einstimmten, war für denjenigen aus unserer Mitte bestimmt, der als nächster unserm ersten Toten aus diesem Waggon in die Ewigkeit nachfolgen würde.

DER LINKE SCHÄCHER

„Einer der beiden Missetäter, die am Kreuze hingen, lästerte ihn." (Lk.23, 39)

Als ich mit einem Armvoll Brennholz ins Revier wollte, fand ich den Weg durch eine schaurige Gestalt versperrt. Das männliche Knochengerüst war nur bis zur Hüfte mit einem kurzen russischen Hemd bekleidet. Die hervorstehenden Beckenknochen waren von lederner, eingeschrumpfter Haut überzogen. An die nach außen sich öffnende Tür gelehnt, grinste das Gespenst mich wild aus seinem Totenschädel an. Die tief eingesunkenen Augen irr rollend und mit den beiden Armen in der Luft herumfuchtelnd, hielt der Sterbende in der rechten Hand seine Pfeife, in der linken den Tabaksbeutel.

„Gregor!" rief ich ihn an, „was machst du hier? Komm, ich bringe dich zurück auf deine Pritsche; du bist viel zu krank, um hier draußen zu stehen!"

„Nein, nein! Ich muß noch einmal meine Kameraden sehen!"

Er konnte seinen Kiefer nicht mehr bewegen und preßte die Worte zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Ich warf mein Holz zu Boden und versuchte, Hilfe herbeizuholen.

Mit Aufbietung aller Kraft öffnete Gregor die Tür zum Männerrevier und warf sich krachend der Länge nach in die Stube. Es hörte sich an, als habe einer einen Armvoll Knüppelholz auf den Boden geworfen.

Mit Entsetzen starrten die stumpfen, abgebrühten Kranken auf das bewegungslose, nackte Knochengespenst, das noch immer die Pfeife und den Tabak fest umklammerte.

Das Grauen steigerte sich, als in die atemlose Stille Gregors schriller Schrei kreischte: „Grad noch eine Pfeife, dann soll mich der Deibel holen. Noch ein-ne Pf-ei-fe ..."

Einen Augenblick blieb alles starr vor Schrecken. Dann erschienen Kurt Weiß, Gregors Freund seit den Tagen ihrer gemeinsamen Mitgliedschaft in der Elbinger Metallarbeitergewerkschaft, und Polyphem auf dem Plan. Sie hoben das Skelett vom Boden auf und trugen es zu Polyphems wohlgepolsterter Pritsche. Erna, Polyphems neue Freundin, räkelte sich und überließ Gregor ihren warmen Platz.

Polyphem nahm Pfeife und Tabak aus den Händen des Sterbenden und lief zum Ofen hinüber, um schnell einen Pfeifenkopf voll für ihn anzurauchen und Gregors letzten Wunsch zu erfüllen.

Als er zurückkam, hatte er große Mühe, die Pfeife zwischen die im Todeskampf zusammengebissenen Zähne zu zwängen. Nachdem dies gelungen war, preßte er die weitoffenen Lippen des Sterbenden zusammen, damit er vielleicht doch noch einen letzten Zug tun könne. Doch der ganze schaurige Eifer war umsonst. Gregor hatte nicht mehr die Kraft, auch nur einen einzigen Zug aus der Pfeife herauszuholen.

In der letzten Verzweiflung raffte er sich noch einmal auf, riß die Pfeife aus seinem erstarrten Munde, schmetterte sie mitsamt dem Tabak in die Mitte der Stube und zischte mit einem unbeschreiblichen, diabolischen Tonfall:

„Scheiße, alles Scheiße! Da habt ihr den verdammten Dreck! Nun soll der Deibel mich ho-l ..."

Mitten im Wort brach er ab, kippte über die Kante der Pritsche hinüber und rollte sich in einem schaurigen Krampf auf dem Boden zusammen wie ein Stück Papier, das man ins Feuer wirft.

Seine Freunde im oberen Stock erholten sich bald von dem lähmenden Entsetzen, das den ganzen Saal befallen hatte. Kurt hob die Pfeife auf, wischte den Speichel vom Schaft und rauchte gierig die unter dem Deckelverschluß noch glühende Füllung weiter. Polyphem, Roman und einige andere von Gregors Korona beeilten sich, den verschütteten Tabak aufzulesen.

DER IN DER MITTE

„Nun freue ich mich in den Leiden um euretwillen und ergänze, was von den Leiden Christi noch aussteht, an meinem Fleisch seinem Leib zugute, der da ist die Kirche." (Kol. 1, 24)

Verabredungsgemäß begann Pastor Goebel, auf seiner Oberpritsche sitzend, seine Karfreitagpredigt. Aus seiner kleinen Bibel verlas er die Stelle vom guten Schächer, der zugleich mit Christus gekreuzigt worden war. Die Gefangenen hörten auf, sich zu zanken und in ihren Sachen herumzukramen. Der einzige Laut, der außer der warmen Stimme des Lesenden zu hören war, war das Knacken des Holzes im Ofen. Die anschließende Predigt war kurz und packend. Er schloß sie mit einem Gebet zu unserm gekreuzigten Herrn, er möge in unserer letzten Stunde sprechen: „Heute noch wirst du mit Mir im Paradiese sein!"

Nach der Andacht dankte Pater Kolfenbach dem evangelischen Mitbruder für seine Worte und bat ihn um sein Gebet. Er war sich klar bewußt, daß er sterben mußte. Wir beschlossen, gegenseitig unsere Beichte zu hören. Um mir die Absolution zu geben, konnte er nicht mehr die Hand vom Knie erheben, sondern nur mit einem Finger ein kleines Zeichen des Kreuzes machen.

Zuletzt bat er mich, ihm das Sakrament der hl. Ölung zu spenden. Ich griff in meine tiefste Tasche nach der kleinen Hautcreme-Dose mit dem geweihten Öl. Dieses Öl war genau ein Jahr zuvor am Gründonnerstag von unserem Bischof in Frauenburg geweiht worden.

Noch einmal überkam ihn die ganze Bitternis seines Elends, und er seufzte: „Meine arme alte Mutter. Sie ist jetzt zweiundachtzig Jahre alt, hat ihr ganzes Leben lang gearbeitet, damit wir eine gute Erziehung bekommen konnten. Sie hoffte, daß ich wiederkomme. Und mein Bruder ist auch verschollen. Er hat sechs Kinder. Wenn du zurückkommst, gib meiner Mutter diesen Rosenkranz und dieses Kreuz. Sage ihr, daß ich beim Sterben beides in meinen Händen gehalten habe. Und wenn du kannst, tröste sie und hilf meiner Schwägerin und ihren sechs Kindern."

Am Morgen des Karsamstags versuchte ich, mit ihm die hl. Liturgie des Tages zu beten. Aber schon nach wenigen Minuten bat er mich, nicht weiterzulesen. „Ich kann nicht mehr folgen. Nie hätte ich geglaubt, daß der Tod eines Priesters so schwer sein kann." Er schloß seine Augen und atmete schwer durch den offenen Mund. Ich schob den sturen alten Masuren zur Seite und kroch auf dessen Pritsche zu Häupten meines Mitbruders. Rechts stand Pastor Goebel im Gang und hielt die eine Hand des Sterbenden, ich ergriff die andere, und so beteten wir die Sterbegebete. Dabei wurden wir vom Schwarzen Storch überrascht, der wieder kam, um alle, die nicht zum Frühstück gegangen waren, von ihren Pritschen zu zerren und auf den Boden zu werfen. Der Stubenälteste hatte ihn sofort am Eingang bemerkt und ihn gebeten: „Der da vorn liegt gerade im Sterben. Lassen Sie ihn doch bei seinen Freunden. Er ist ein Pfarrer wie die beiden anderen."

„Pfaffe oder nicht, er hat im Revier zu verrecken", bellte der Arzt, packte den mit dem Tod Ringenden bei den Beinen und schleifte ihn über die Pritsche weg zum Gang, bis sein Kopf auf dem Boden aufschlug. In verzweifelter Empörung hätten wir uns am liebsten auf den rohen Schinder gestürzt. Aber es waren uns ja die Hände gebunden. Der Stubenälteste brachte eine Decke von seiner Pritsche, legte sie unter unseren sterbenden Freund, und zu dritt machten wir uns dann daran, ihn ins „Lazarett" zu tragen. Seine kaum mehr als hundertfünfzig Pfund waren jedoch schon zuviel für unsere eingeschrumpften Muskeln. Wir mußten uns damit abfinden, ihn vorsichtig auf dem Boden entlang durch die Baracke über den verschneiten Hof zu schleifen. Wir schafften es, wenn auch mit erheblicher Anstrengung, bis zum Eingang des Reviers, waren aber dann nicht imstande, seinen Körper über die vereisten vier Stufen der Treppe hinaufzubringen.

Schließlich öffnete sich die Tür des Reviers, und es erschien ein Sanitäter. Er musterte uns mit seinem linken Auge, das andere bestand nur mehr aus einem schmalen Hautschlitz. Mit einem gönnerhaften Grinsen auf seinem fetten, rötlichen Gesicht zerrte er den Körper auf den Absatz hinauf und packte uns bei der Hand: „Los, immer rauf! Hier ist noch reichlich Platz in der guten Stube." Wir traten in einen kleinen Vorraum mit drei Türen, von denen er die mittlere mit einem Fußtritt aufstieß, um uns in sein Reich einzuführen.

Trotz aller Gerüchte, die über diese Stätte bereits zu uns gedrungen waren, und trotz all der furchtbaren Dinge, die wir inzwischen erlebt hatten, erschraken wir über das, was wir hier sahen. Der kleine Raum von etwa fünf mal fünf Meter beherbergte ungefähr 20 Tote und Sterbende, die durcheinander auf einer niederen Bretterbühne lagen. An einigen Stellen lagen die Leichen sogar in zwei Schichten übereinander getürmt, aber es war noch immer nicht Platz genug für alle. Einige mußten deshalb einfach auf dem Fußboden gebettet werden. Die einzige Einrichtung, die den Anspruch des Raumes rechtfertigen konnte, so etwas wie ein Krankenzimmer zu sein, war ein offener hölzener Kübel, der in der Mitte auf dem Boden stand und als Toilette gedacht war. Wir konnten für Pater Kolfenbach keinen Platz finden, aber der einäugige Herrscher über dieses Reich des Grauens war nicht in der geringsten Verlegenheit. Mit einem großen Schwung wuchtete er das Knochengerüst des Sterbenden auf ein schmales Brett zwischen einer Leiche und einem armen Kerl, der in den letzten Zügen lag. Pater Kolfenbachs Glieder waren zu lang für die Liegestatt, so daß sein Kopf über den Rand der Pritsche hinabhing. Ich kletterte über die Leiche, um seinen Kopf hochzuhalten, und kam gerade zurecht, ihm die brechenden Augen zu schließen, als er seinen letzten schweren Atemzug tat.

(Entnommen dem Buch „Mein 33. Jahr" von Gerhard Fittkau, Kösel-Verlag, München. Vergl. unsere Besprechung in dieser Ausgabe.)

Mein dreiunddreißigstes Jahr

Gerhard Fittkau: MEIN DREIUNDDREISSIGSTES JAHR. Kösel-Verlag, München. 15. Tsd., 330 Seiten, Ln. DM 13,50.

In der Reihe der Veröffentlichungen, die sich beschäftigen mit dem Schicksal der ostpreußischen Bevölkerung nach dem russischen Einbruch 1945 und den späteren furchtbaren Schicksalen der nach dem Innern Rußlands Verschleppten, nimmt dieser erschütternde Bericht eine besondere Stellung ein. Der Verfasser ist der damals im 33. Lebensjahr stehende Pfarrer des ermländischen Dorfes Süssenberg, zehn Kilometer südlich Heilsberg. Er schildert die grausigen Schicksale seiner Gemeinde, er tut das mit vollen Namensangaben, ohne Übertreibungen und ohne Pathos, offen und wahrheitsgetreu. Sein Bericht geht indessen in seinem Kern weit hinaus über den Rahmen einer einzigen Pfarrgemeinde, das Schicksal dieser Ermländer ist typisch für Hunderttausende von Ostpreußen, die das Unglück hatten, in die Gewalt der Russen zu fallen. Und damit gewinnt das Buch einen dokumentarischen Wert, vor allem für uns Ostpreußen.

Wenn es zum Beispiel von einem der vielen Arbeitslager, die der Verfasser durchmachen mußte, heißt: „Einundsiebzig Tote von zweihundertsechzig Insassen während der ersten fünf Wochen an der Petschora", so ist das nur ein Beispiel für viele andere gleichartige Erfahrungen aus dem Reich des Elends und des Todes. Leuchtend hebt sich von diesem schaurigen Hintergrund die in aller Bescheidenheit erwähnte seelsorgerische Tätigkeit des Verfassers ab, die er im Bunde mit dem protestantischen Pfarrer Goebel aus Burgsolms bei Wetzlar auszuüben versuchte. Beide Pfarrer hatten schwere Arbeitsnormen zu bewältigen und waren von allerlei Krankheiten heimgesucht, trotzdem und allen Hindernissen und Quälereien zum Trotz setzten sie alles daran, ihren Mitgefangenen die Tröstungen der christlichen Religion zu spenden.

Unwillkürlich fragt man sich bei der Lektüre dieses aufwühlenden Buches, wie überhaupt Menschen, vor allem Frauen, diese immerwährende entwürdigende Qual so lange Zeit aushalten konnten.

Ein Buch, dem vor allem unter den ostpreußischen Landsleuten ein weiter Leserkreis zu wünschen wäre. Darüber hinaus ist es ein Appell an das Gewissen der Welt. Dr. W. Gr.

Ein ostpreußisches Pfarrerleben. Aus den Aufzeichnungen Christian Friedrich Müllers, 1905—1818. Mit einer Einleitung von Herbert Marzian. Holzner-Verlag, Würzburg. 46 Seiten, DM 4,80.

In das Taufregister seiner Gemeinde Kl.-Schönau bei Friedland hat Pfarrer Christian Friedrich Müller tagebuchartige Berichte über die Erlebnisse eingeschrieben, welche er mit seiner Familie, mit Amtsbrüdern und Nachbarn insbesondere in den Jahren 1807 bis 1815 hatte, als in unmittelbarer Nähe die Schlachten von Pr. Eylau und Friedland geschlagen wurden, verbündete und feindliche Truppen durch den Ort zogen, vor denen man zeitweilig flüchten mußte. Diese Berichte sind zusammen mit anderen Aufzeichnungen des Pfarrers in dem vorliegenden Band gesammelt veröffentlicht worden. Sie ergeben ein anschauliches Bild vom Leben eines ostpreußischen Pfarrers in den Jahrzehnten um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Beruflicher Werdegang, der Lebensstil in Familie und Gemeinde und vor allem das Miterleben schicksalsschwerer Jahre in Ostpreußen sind in diesen Blättern als Zeugnisse abseits der großen Geschichte beschrieben und erhalten.

Unterm gestirnten Himmel

Jugenderinnerung von Johanna Schopenhauer

Mit verdoppelter Liebe und doppeltem Eifer nahm Jameson seines kleinen Lieblings sich jetzt an. Auf welche Weise er meinen Unterricht betrieb, was er mich lehrte, wie ich von ihm lernte, ist nicht recht wohl zu beschreiben; ich möchte unabsichtlich es nennen, denn er lehrte und ich lernte, ohne daß wir alle beide uns dessen deutlich bewußt waren.

An schönen Sommerabenden, wenn die Kinder zu Bette geschickt waren, mein Vater unter dem Kastanienbaum, der unsern Beischlag beschattete, sein Abendpfeifchen rauchte, meine Mutter still freundlich neben ihm saß, dann zeigte Jameson, der nie versäumte, sich ebenfalls einzufinden, mir die Sterne, soweit der beschränkte Horizont sie zu übersehen uns erlaubte. Wie hing ich so innig an seinen Worten, wenn er von dem geheimnisvollen Walten jener Myriaden hoch über uns kreisender Welten sprach! Er lehrte mich die Namen der bekanntesten Sterne; am folgenden Morgen suchte ich die Sternbilder, denen sie angehören, auf seinem Himmelsglobus auf, abends fand ich am nächtlichen Himmel sie wieder. Auch die Längen und Breiten der Lagen der verschiedenen Länder mußte ich berechnen, ich wußte auf ein Haar ihm zu sagen, wieviel um drei Uhr nachmittags bei uns, in Paris oder Archangel die Uhr sei. Von jedem Schmetterlinge, jedem Käfer, der vorübersummte, wußte er mir etwas zu erzählen. So lernte ich immerfort; vergessen habe ich das meiste, aber ich gewöhnte mich dabei doch auf das zu merken, was um mich her vorging, und nicht gedankenlos in die Welt hineinzustarren.

Mit meinen astronomischen Kenntnissen hat es aber ein besonders klägliches Ende genommen; von den Sternbildern kenne ich nur noch den großen Bären und den Jacobsstab; aber das stille Entzücken, mit welchem ich damals in der Betrachtung des gestirnten Himmels mich verlieren konnte, ist mir unverkümmert geblieben, und wird, sollte ich auch ein noch weit höheres Alter erreichen, solange ich lebe, mich nicht verlassen.

Der englischen Sprache war ich inzwischen ganz unvermerkt fast eben so mächtig geworden, als der mir angeborenen deutschen, ich las und verstand und sprach sie mit großer Fertigkeit. Vom Spektator, den Tales of the genii und den Briefen der Lady Montague ging Jameson nun mit mir zu den Poeten über, und eine Welt voll warmen entzückenden Lebens öffnete sich mir.

Zuerst lasen wir den Homer, freilich nur in Popes Übersetzung, die eher eine lahme Travestie genannt werden sollte; doch Unsterbliches läßt sich nicht töten. Von Youngs Nachtgedanken, Miltons Verlornem Paradiese lasen wir nur einzelnes, doch nun kam Shakespeare.

Römer, Griechen, Shakespeare, Homer, welchen Wirrwarr mußte das alles in einem so sehr jungen Mädchenkopfe anrichten! Gewiß war ich, obgleich Kuschel und Jameson alles dagegen taten, in eminenter Gefahr, ein unerträglich überspanntes und verschrobenes Persönchen zu werden, so eine Art von gebildetem jungen Frauenzimmer. Doch eine neue Erscheinung bewahrte glücklicherweise mich davor; eine Erscheinung, der ich, meine damaligen Zeitgenossen, unsere Kinder, und sogar noch teilweise unsere Enkel, unendlich viel verdanken.

Weissens Kinderfreund, der erst vor kurzem ans Licht getreten war, dieses vortreffliche, in seiner Art noch immer unübertroffene Werk war es, das, wenn meine poetische Exaltation gar zu überschwenglich zu werden drohete, mich immer wieder in das Element zurückführte, in welches ich eigentlich noch gehörte, in die stille, freundliche Kinderwelt, die eben damals von dem schweren Joch der trübsinnigsten Pedanterie und unverständiger Härte langsam befreit wurde, unter welchem sie bis dahin geseufzt hatte.

Ich lebte ganz mit Karl und Lottchen, mit Fritz und Louischen; sie waren mir meine liebsten Spielgesellen; an allen kleinen Ereignissen, die ihnen begegneten, und an deren Warheit ich steif und fest glaubte, nahm ich den wärmsten Anteil. Nur eines tat mir leid, daß kein Herr Spirit sich ausfindig machen lassen wollte, denn Jameson paßte als Engländer gar nicht dazu; aber den Magister Philoteknos, bis auf die Perücke sogar, mit welcher Chodowiecki ihn abbildete, hatte ich dafür in meinem Kandidaten Kuschel, wie er leibte und lebte, der mir, nachdem ich diese Entdeckung gemacht, noch weit lieber wurde, als er mir früher gewesen; was ich denn auch nicht unterließ, ihm auf alle Weise an den Tag zu legen.

Aus Johanna Schopenhauer „Jugendleben und Wanderbilder", Velox-Verlag, Barmstedt/Holst. (siehe unter Buchbesprechungen).

Hans Garbelmann

Bikini-Atoll

Die Kunde hab ich vernommen:
Daß der Mensch bald sterben soll.
Wolken seien gekommen
Vom Bikini-Atoll.

Wolken, radioaktive,
Her über das Meer.
Der Tod sei erwacht und liefe
Vor dem Winde her.

Wolken, die schütten den Regen,
Den Staub auf unsere Welt.
Wir werden uns sterben legen,
So Regen und Staub uns befällt.

Gewißheit in allen vier Winden:
Der Mensch vom Unheil bedroht —
Wir müssen den Glauben finden,
Der stärker ist als der Tod.

Die Kund habt ihr vernommen.
Euer Herz ist von Ängsten voll.
Wolken sind rübergekommen
Vom Bikini-Atoll.

Entnommen der neuen Anthologie des Karlsruher Boten mit dem Titel „De Profundis", die auf 92 Seiten eine Auswahl von Gedichten und kurzer Prosa deutscher Dichter der Gegenwart bringt. Der geschmackvoll ausgestattete Band, versehen mit Linolschnitten von Doris Hummel und Heinz Kroff, ist nur direkt zu beziehen bei: Karlsruher Bote, Karlsruhe, Weinbrennerstr. 22 (DM 2,—).

Alt-Kräuterbüchlein / Von der Kraft und Wirkung der Kräuter

Es kommt einem nicht oft ein Büchlein in die Hand, zu dem man so vorbehaltlos Ja sagen kann, wie zu dem „Alt Kräuterbüchlein", das von Alexander von Bernus und Hans Franke nach dem „New Kreüterbüchelin" des Leonhart Fuchs aus dem Jahre 1543 neu herausgegeben wurde. Fragt man sich, worin dieser eigentümliche Reiz des Büchleins besteht, so hat man nicht schnell eine Antwort parat; denn die Angaben über Heilkraft und Anwendung der Kräuter, teils noch im Mythologischen wurzelnd, wurden von der modernen medizinischen Wissenschaft längst in das rechte Maß gerückt, und die fotografische Linse kann uns heute weit anschaulicheres Bildmaterial liefern, als die mittelalterlichen Holzschnitte des Fuchsschen Kräuterbüchleins es vermögen. Dennoch, der Reiz besteht! Und vielleicht ist es das unmittelbarere Verhältnis unserer Vorväter zur Natur, das auf uns späte Nachgeborene der großen Städte, des Beton- und Asphaltzeitalters so verzaubernd wirkt. Gern unterstreichen wir daher die Worte, mit denen Alexander von Bernus seine Einführung zum Gebrauch des Büchleins schließt: „Wer dieses schöne vorbildliche Kräuterbuch von Leonhart Fuchs in die Hand nimmt, der erlebt — sofern er halbwegs offen ist für solche Dinge — das lebendige Verhältnis zur Natur, aus dem heraus ein solches Werk in jener Zeit entstehen konnte, für die ein Heilkraut wirklich Heilkraut war, das im Zusammenhange steht mit Mensch und Kosmos, und nicht wie man es heute schätzt als bloße „Droge". Aus einem solchen Buche erfährt man, wie der Mensch von damals noch — wenn auch schon sehr im Schwinden — die Natur lebendig als Natura naturans innerlich erlebte und wie sein Grundverhältnis zu allen Erscheinungen des Daseins durch eben dies Erlebnis wesentlich und andächtig bestimmt war, während der Mensch von heute der Natura naturata ehrfurchtslos und kritisch mit der Sonde gegenübersteht."

In wem aber heute noch die Liebe zur Natur als ein lebensbestimmender Funke im Herzen schwingt, der zu stummem andachtsvollen Staunen vor den großen und kleinen Wundern in Feld und Flur und neben den Wegen zwingt, der sollte dieses kleine Büchlein zu seinem ständigen Begleiter ausersehen. Es wird ihn reich dafür beschenken.

„Alt-Kräuterbüchlein". Von der Kraft und Wirkung der Kräuter. Nach dem „New-Kreüterbüchlein" des Leonhart Fuchs (1543) hrgg. von Alexander von Bernus und Hans Franke. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. 144 Seiten mit 51 ganzseitigen Holzschnitten nach mittelalterlichen Darstellungen. DM 3,80.

Italien in Südtirol

Daß Südtirol seit 1918 zu Italien gehört, ist eine unleugbare Tatsache, daß aber „Italien" in Südtirol steht, ist — wie das soeben im Münchener Aufsteig-Verlag erschienene Buch „Italien in Südtirol" in Wort und Bild zeigt, überaus folgenschwer.

Das Land der Dolomiten ist mit seiner überwiegend deutschsprachigen Bevölkerung, die sich nicht mit Gewalt nach Italien „integrieren" lassen will, ein ständiger Krisenherd Die Tragödie begann 1918, als Südtirol von Österreich abgetrennt wurde. Seitdem wird das Land rücksichtslos verwelscht, schickt Rom Jahr für Jahr die Arbeits- und Wohnungslosen aus Kalabrien und Sizilien zu Tausenden in die alten deutschen Städte Südtirols. Vielfältige Maßnahmen bedrohen immer mehr die Lebensgrundlagen der Deutschen in Südtirol. So läßt ein neues italienisches Gesetz von 100 Neubauwohnungen höchstens 10 für die alteingesessene Bevölkerung übrig und systematisch wird immer mehr Rebenland der Bebauung entzogen.

Während sich die Staaten Westeuropas immer enger zusammenschließen, treibt Italien in Südtirol eine nationalistische Politik. Nur ein Aufruf an das Gewissen der Welt kann das in seinem Bestand bedrohte Deutschtum Südtirols retten. Dieser Aufgabe will dieses Buch dienen.

Der Textteil kennzeichnet den Charakter Südtirols, eines Kulturlandes, dessen Gesicht von der seit 1300 Jahren ansässigen deutschen und ladinischen Bevölkerung geprägt wurde. Er verweist auf den Brückencharakter Tirols und bringt Zeugnisse der Italiener für die deutsche Art Tirols. Die nationalistischen Bestrebungen Italiens zur Einverleibung Südtirols werden aufgezeigt und die Verwelschung des Landes eingehend beschrieben.

Der 132 Bilder umfassende Dokumentarteil zeigt in Gegenüberstellungen, wie die planmäßige Verwelschung Südtirols vor sich geht: z. B. wurden deutsche Denkmäler entfernt und italienische an ihrer Stelle errichtet — weil die Bauern von ihrem Grund nicht weichen wollen, wird ihnen durch Anlage von Kraftwerken das Wasser und damit die Lebensgrundlage entzogen — für neu angesiedelte Italiener werden standortfremde Industrien geschaffen — durch überdimensionierte Kasernenanlagen und stilfremde Bauten wird das Landschaftsbild zerstört usw.

Gerade der Bildteil macht erschreckend die artfremde Veränderung des Landes sichtbar.

Die bedrohliche Notlage der deutschen Volksgruppe in Südtirol erfordert es, weite Kreise über den Ernst der Lage des Landes aufzuklären. Dieses Buch ist dafür hervorragend geeignet, und es ist daher zu wünschen, daß es die verdienende Aufmerksamkeit und weiteste Verbreitung findet.

Kassian Punt/Vigil Moroder: ITALIEN IN SÜDTIROL. Aufstieg-Verlag, München. 100 Seiten: 20 Seiten Text und 80 Seiten Bilder mit 132 Aufnahmen auf Kunstdruckpapier. Format 17×23,3 cm. Zweifarbiger Schutzumschlag. DM 9,80.

Gegenwart

Stimmen von Dichtern und Schriftstellern aus unserer Zeit zu unserer Zeit.

Vielleicht gibt es schönere Zeiten; aber diese ist die unsere. *Sartre*

Die Gegenwart ist das erregendste aller Abenteuer. *Halldor Laxneß*

Wir haben Freuden, Wünsche, Gewohnheiten und Bedürfnisse, von denen sich unsere Großväter nichts träumen ließen. *Jean Giono*

Das Leben ist schön, aber die Existenz ist fürchterlich. *Ernst Penzolt*

Das Leben ist eine ununterbrochene Folge falscher Situationen. Thornton Wilder

Vielleicht begreift der Mensch doch eines Tages, daß alles Leben nur durch Spannungen besteht, aus denen nach aller Zerstörung und allen Widerständen ein fruchtbringender Austausch geboren werden kann. Einmal wird der Mensch seine Eenergie nicht mehr in Kräfte der Vernichtung, sondern in die Kräfte der gegenseitigen Hilfe umwandeln. *Jean Cocteau*

Nichts kann so phantastisch sein wie die Wirklichkeit. *Christopher Fry*

Das Leben schwernehmen, ist leicht. Das Leben leichtnehmen, ist schwer. *Erich Kästner*

Was man als Blindheit des Schicksals bezeichnet, ist in Wirklichkeit bloß die Kurzsichtigkeit der Menschen. *Faulkner*

Entnommen der „Lesestunde", Illustrierte Zeitschrift der Deutschen Buch-Gemeinschaft.

BÜCHER - die uns angehen

Johanna Schopenhauer: Jugendleben und Wanderbilder. Hrgg. und mit Nachwort versehen von Prof. Willi Drost. Velox-Verlag, Barmstedt/Holst. 271 Seiten, 16 Kunstdrucktafeln. Ln. DM 12.75.

Bereits über die Siebzig, entschließt sich Johanna Schopenhauer, die Mutter des großen Philosophen Arthur Schopenhauer und vielbeachtete Romanschriftstellerin ihrer Zeit, ihre Jugenderinnerungen niederzuschreiben. Wenig später nimmt ihr der Tod die Feder aus der Hand; ihr letztes und wohl bedeutendstes Werk bleibt unvollendet. Dennoch — ihre Kindheit und Jugend in ihrer Heimatstadt Danzig liegt abgeschlossen vor uns. Bereits ihr erster Biograph und Herausgeber dieses nachgelassenen Spätwerkes H. H. Houben bekennt in seiner Kommentierung: „Von ihrer Heimat der Freien Stadt Danzig entwirft Johanna in saubersten Pinselführung ein umfassendes Bild, das über den persönlichen und lokalen Gesichtpunkt hinaus an kulturgeschichtlichem Wert nicht viele seinesgleichen hat." Im Hintergrund ihrer eigenen Erlebnisse und Begegnungen entsteht vor den Augen des Lesers ein lebendiges, farbenreiches Bild von der alten Hansestadt des ausgehenden 18. Jahrhunderts, das als Zeitgemälde und literarische Kostbarkeit in gleicher Weise zu würdigen ist. Universitätsprofessor Willi Drost (Tübingen) ist es zu danken, daß dieses reife Spätwerk Johannas, mit vielen Abbildungen von alten Gemälden und Stichen auf Kunstdruckpapier bereichert und mit einem Leben und Werk der Dichterin skizzierenden Nachwort versehen, heute wieder in einer Neuauflage vorliegt. ejk

Hugo Hartung: Das Sarmatische Mädchen. Zwei Erzählungen. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. Reihe „Das kleine Buch", Nr. 121. 72 Seiten, DM 2,20.

Ich bekenne es gern: Seit langem hat mich nichts mehr so angesprochen wie diese beiden Erzählungen („Das sarmatische Mädchen" und „Die galiläische Rosalinde") des aus Schlesien stammenden Autors Hugo Hartung. Das macht nicht allein die fesselnde, spannende Handlung, auch nicht der Reiz einer vollendeten Gestaltung für sich, sondern die vollendete Einheit von Stoff, Gestaltung und menschlicher Tiefe, die mir hier in beglückender Weise gelungen scheint.

Zwei schicksalhafte Begegnungen von Mann und Frau stehen im Mittelpunkt dieser Erzählungen: hier des Jürgen Willumsen mit dem rätselhaften baltischen Mädchen Isa im letzten Vorkriegssommer, dort des Schauspielers Gerd Resing mit der jüdischen Schauspielerin Hanna, der „galliläischen Rosalinde", in der sinnlos gewordenen Endphase des Krieges. Vor Entscheidungen gestellt, ist es nicht die Vernunft, sondern die Herzen Liebender, die wider eine Welt gegensätzlicher Meinungen dem Weg seine Richtung geben: die des Herzens. —ch

Siegfried von Vegesack: Tanja. Drei Erzählungen aus Rußland. Eugen Salzer-Verlag, Heilbronn. 176 Seiten, Ln. DM 7,80.

Siegfried von Vegesack, der unter den Erzählern der Gegenwart einen der ersten Plätze einnimmt, erzählt hier drei ebenso ergreifende wie erschütternde Begebenheiten: Begegnungen des deutschen mit dem russischen Menschen. Aus seiner jahrelangen Dolmetschertätigkeit in Rußland während des letzten Krieges hat er Land und Leute kennengelernt; er fand den Zugang zu den Menschen durch ihre Sprache und hat als liebevoller Beobachter einen Blick in ihr Innerstes getan. Erwähnt sei noch, daß diesen Erzählungen wirkliche Erlebnisse zugrunde liegen, die der Dichter ins Allgemeingültige gestaltet hat.

Rührend ist der alte Pantelemon Wassiljewitsch, der lieber sterben möchte als ohne Ehre weiterleben. Das Unrecht, das ihm zugefügt wurde, findet auf eine überraschende und heitere Weise seine Sühne.

Die Dolmetscherin Tanja, Dame und Naturgeschöpf zugleich, läßt etwas ahnen von der Zwiespältigkeit der russischen Seele. In der Liebe zwischen ihr und einem jungen Balten, der im Krieg auf deutscher Seite steht, werden beide aneinander schuldig. Die Ereignisse aber, die über ihr Wollen hinauswachsen, lassen erkennen, wie Einzelschuld und Gesamtschuld ineinander verflochten sind.

Der furchtlose Starez Pimen mit den strahlenden Kinderaugen wird von seiner „alt-gläubigen" Gemeinde als ein Heiliger verehrt. Er bewahrt seine deutschen Schützlinge vor dem Feuer wie einst der Engel die Männer im Feuerofen. Aus seinem Munde stammt das Motto des Buches: „Wir sind alle Brüder und Kinder Gottes, ganz gleich, welche Sprache wir sprechen und zu welchem Volk wir gehören."

In allen diesen Erzählungen spüren wir etwas von der versöhnenden Macht des wahren Kunstwerks, das Grenzen, Sprachen und Ideologien überspringt und sich unmittelbar an den Menschen wendet.

Ostpreuße Bundesvorsitzender der Jungsozialisten

Der Kölner Gerwerkschaftssekretär Hans Jürgen Wischnewski ist von der ersten Bundeskonferenz der Jungsozialisten zum Vorsitzenden der sozialdemokratischen Jugendorganisation gewählt worden.

Wischnewski, heute 36 Jahre alt, stammt aus Allenstein. Nach dem Abitur (1940) wurde er Soldat und stand bis 1945 im Fronteinsatz (zweimal verwundet). Heute ist er Sekretär der IG Metall und SPD-Vorsitzender des Kreisverbandes Köln. Über die Parteiliste kam er als Abgeordneter in den Bundestag.

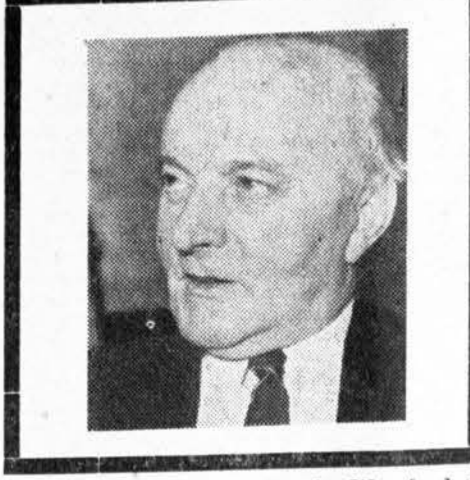
Politisch gehört Wischnewski zum „rechten Flügel" seiner Partei. In den Jahren der Diskussion um die deutsche Wiederbewaffnung wirkte er bei der Gründung der Wehrdienstverweigerer-Bewegung maßgeblich mit. Dabei berief er sich allerdings nicht auf militärfeindliche Argumente, sondern auf politische Gründe (Erschwerung der Wiedervereinigung durch Aufrüstung usw.). Heute gehört Wischnewski zu denjenigen Jungsozialisten, die persönliche SPD-Kontakte mit der Bundeswehr für erforderlich halten, um Einfluß auf die Streitkräfte zu gewinnen.

Carl Lange ging von uns

Stiller Kämpfer für eine neue Menschlichkeit

Mitten in die diesjährige Mindener Tagung der „Kogge" — der Vereinigung deutscher, holländischer und belgischer Dichter und Schriftsteller —, deren Begründer Carl Lange zusammen mit Manfred Hausmann und Wilhelm Scharrelmann gewesen ist, schlug wie ein Blitz das Telegramm von seinem jähen Tode.

Jedem, der dem Heimgegangenen nahegestanden, griff diese Nachricht ans Herz, und Dr. Hans Martin Elster, der Präsident der „Kogge", fand, erschüttert, innige Worte des Abschieds für den Verstorbenen. Wer weiß in unserem uns jetzt entrissenen deutschen Osten nicht von Langes unermüdlichem Einsatz für die verlorene Heimat in den „Ostdeutschen Monatsheften", deren wagemutiger Gründer und Herausgeber er gerade in den notvollsten zwanziger Jahren war. Er sammelte die besten Männer aus Kunst und Wissenschaft um sich in diesen Heften, die das eigenste Lebenswerk Carl Langes geworden sind. In den chaotischen Wirren der Zeit, in der Unmenschlichkeit der Welt wurden diese Blätter Träger reiner, sinngestaltender Ideen, Weiser zu einer neuen Menschlichkeit, Künder des echten Deutschtums, des wahren Deutschlands. Wer fand in dieser Zeitschrift je ein Wort des Hasses, der Rache gegen die Eroberer unserer Heimat?



Als die Russen 1945 in Langes Haus in Oliva eindrangen und ein Offizier in dessen Bücherei auch eine wohlgeordnete Abteilung russischer Literatur vorfand, war er außerordentlich überrascht und stellte sofort einen Wachtposten vor das Haus. Dennoch blieb Carl Lange vor dem harten Schicksal der östlichen Menschen nicht verschont. Auch er wurde Flüchtling und fand ein vorläufiges Unterkommen im Harz jenseits der Zonengrenze. Als er auch nach seiner Vertreibung ein unerschrockener Verfechter des Heimatgedankens blieb, lernte er, wie so viele andere, den russischen Kerker kennen. Hinter den Gittern schrieb er seine „Gedanken und Gedichte aus dem Kerker" (Helmut Rauschenbusch Verlag, Stollham/Oldb.); auch dies ist ein Buch des Hasses, sondern der Menschlichkeit, denn Lange blieb auch jetzt ein Gläubiger ans Leben und an dies Urmenschlich-Göttliche.

Eine Reihe von Gedichtbänden war diesem Bande vorausgegangen. Carl Lange schrieb Gedichte, zahlreich, wie ein Baum Blüten und Früchte treibt. Die meisten dieser Gedichte werden im Sturm der Zeit zerstreut werden und vergehen, wie bei uns allen, die wir uns mühen, dem Seelischen in uns Gestalt zu geben. Aber Gedichte wie das so oft veröffentlichte „Abend, lege deine Hände auf mein kummervolles Haupt" (das ich, auf einer Postkarte gedruckt, kürzlich noch an einer Zimmerwand in Ostberlin entdeckte) werden bleiben, nicht zuletzt solche, die von namhaften Komponisten vertont sind.

Und bleiben wird in vielen Herzen in Ost und West das Wissen um einen reinen, gütigen, immer hilfsbereiten Menschen, um einen Freund, wie es selten Freunde gibt.

Diesem Freunde, dem stillen Kämpfer für alles Schöne, Wahre und Gute, für das Ewig-Brüderliche, der immer auch ein Kämpfer für das so oft verkannte, so oft geschmähte wahre deutsche Wesen war, wollen wir die Treue halten, auch über den Tod hinaus, der ihn seiner in seltener Harmonie verbundenen Familie so jäh entriß. Wir können nur hoffen, daß Langes Lebenswerk, die nun schon im 25. Jahrgang bestehenden „Ostdeutschen Monatshefte", einen würdigen Nachfolger finden wird, daß dieses Forum ostdeutschen Geistes weiterhin im Sinne des Verstorbenen erhalten bleibt.

Fritz Kudnig

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Old.), Gotenstraße 33.

Herzliche Geburtstagsgrüße und -glückwünsche den Kindern des Juni! Von ihnen vollenden das **30. Lebensjahr:** am 29. 6. **Klaus-Dieter Geerdts** (Zoppot); das **40. Lebensjahr:** am 22. 6. **Edith May-Stubba** (Zoppot); das **50. Lebensjahr:** am 4. 6. **Charlotte Tamoschat-Heckei** (Rößel), am 9. 6. **Hilde Naesert-Bohn** (KMTV Kbg), am 14. 6. **Johannes Rothe** (TC Danzig), am 17. 6. **Traute Vogt** (Elbing), am 21. 6. **Erwin Jann** (Elbing).

Die Elbinger Turngemeinde von 1859 gedachte zu Pfingsten in Bremerhaven der Gründung des Vereins von 100 Jahren. Werner Schmuckert, jetzt in Bielefeld, als Betreuer der ETG 1859 hatte in Verbindung mit dem Elbinger Kreistreffen zu dieser Jubiläumsfeier aufgerufen und gemeinsam mit den Turnbrüdern Max Walther, jetzt Berlin, und Carl Bolz, jetzt Oldenburg (Old.), eine Festschrift zusammengestellt. Die meisten der darin erwähnten Namen und Veranstaltungen besonders aus den letzten 50 Jahren werden bei allen Turnschwestern und Turnbrüdern schönste Erinnerungen an eigene Erlebnisse in der Heimatstadt und ihrer herrlichen Umgebung wachgerufen haben. Auch diejenigen die an dem Treffen nicht teilnehmen konnten, werden inzwischen in den Besitz der Festschrift gelangt sein.

Für das Jahrbuch der Turnkunst 1960 erbitte ich schon jetzt Beiträge von den einzelnen Vereinen, insbesondere über etwa durchgeführte oder in diesem oder im nächsten Jahr geplante Zusammenkünfte, über Ehrungen alter Mitglieder durch ihren jetzigen Verein oder den Deutschen Turnerbund, über Jubiläumsgeburtstage verdienter Mitglieder, über Vereinsjubiläen, über das Ableben besonders bekannt gewesener Turner und Turnerinnen usw. Nach Möglichkeit müßte ich diese Angaben bis zum 15. Juli 1959 bekommen. Für Geburtstage und Jubiläen ist dabei das Jahr 1960 maßgebend.

Für den Weihnachtsbrief unserer Turnerfamilie bitte ich ebenfalls Beiträge so früh wie möglich an mich einzusenden. Die für das Jahrbuch bestimmten Mitteilungen werde ich dabei verwenden. Darüber hinaus sind aber kurze Beiträge aus der Vereinsgeschichte und Bilder aus dem Vereinsleben sehr wichtig. Von vielen Vereinen fehlen mir noch die Vereinsabzeichen. Ich wäre für eine zur Klischeeherstellung geeignete Zeichnung, soweit das Vereinsabzeichen in den bisherigen Rundbriefen noch nicht enthalten ist, dankbar.

Beim Bundestreffen des DTB in Mainz vom 7. bis 9. August 1959 hoffe ich recht viele Turnschwestern und Turnbrüder des ehemaligen Kreises I Nordost der DT zu treffen.

Onkel Wilhelm.

Nach 14 Jahren die Eltern gefunden

Der im Jahre 1957 nach Scholen im Kreise Diepholz gekommene Spätaussiedler Prütz hat einem ostpreußischen Elternpaar wieder zu ihrem Sohn verholfen, der beim Zusammenbruch von ihnen getrennt wurde. Der Junge fand in Litauen Pflegeeltern und kannte den Onkel von Prütz, der ständig Briefe aus Westdeutschland erhält. Eines Tages sagte der nun 25jährige Sohn dem Manne, er möge doch einmal anfragen, ob man in Westdeutschland nicht nach seinen Eltern suchen könne. Das gelang innerhalb von acht Tagen mit Hilfe der Heimat-Ortskartei. Inzwischen sind alle Formalitäten in die Wege geleitet, um die Familie wieder zu sammenzuführen.

Älteste Thornerin wurde 100 Jahre alt

Die älteste Heimatvertriebene aus der westpreußischen Stadt Thorn, die Witwe Drenikow, die zur Zeit in Burg (Dithmarschen) wohnt, wurde 100 Jahre alt. Der Rat der Stadt hat der Jubilarin zu ihrem Ehrentage ein Geschenk übersandt. Die Stadt ist seit einigen Jahren Patenstadt des Landkreises und der Stadt Thorn.

Deutscher Osten im Heimatmuseum Rinteln

Der deutschen Ostgeschichte soll künftig im Heimatmuseum ein besonderer Platz gewidmet werden. Es ist geplant, neben Bildern der deutschen Ostgebiete auf einer Wandkarte die Wanderung der Deutschen von Westen nach Osten und die Vertreibung in den Westen an Hand einer graphischen Darstellung zu zeigen. Außerdem sollen „Mischehen" zwischen Vertriebenen, Evakuierten und Einheimischen in ähnlicher Form aufgeführt werden. Das Heimatmuseum will anläßlich des am 13. September fälligen „Tages der Heimat" eine Sonderausstellung dem deutschen Osten widmen.

Wir gratulieren!

Goldene Hochzeit

Eheleute Emil **Peter** und Ida, geb. Radtke aus Hussehnen, Kreis Pr. Eylau, wo sie bis 1945 einen 200 Morgen großen, seit über 200 Jahren im Familienbesitz befindlichen Hof bewirtschafteten, am 24. Mai in Ottenstein, Kreis Holzminden.

90. Geburtstag

August **Krause** aus Baumgarth, Kreis Stuhm (Westpreußen), am 14. Mai in Schwaförden, Kreis Diepholz, wo der Jubilar mit seiner Lebensgefährtin bei seinem Sohn seinen Lebensabend verbringt.

Martin **Blaske** aus dem Kreis Johannisburg am 23. Mai in Ilten. Der Jubilar verließ bereits vor 69 Jahren seine Heimat. Er erfreut sich bester Gesundheit und ist noch heute täglich in seinem Garten tätig.

84. Geburtstag

Bertha **Steffen** aus Allenstein am 4. Juni in Berlin-Siemensstadt, Rippelstraße 18, wo sie bei ihrer Tochter lebt.

80. Geburtstag

Oberregierungs-Baurat Walter **Stybalkowski** aus Danzig, heute wohnhaft in Barnstorf, Kreis Diepholz. Der Jubilar stammt aus einer über 300 Jahre in Ostpreußen ansässigen Familie. Seit 1903 war er als höherer preußischer Baubeamter in Danzig, Wiesbaden, Holstein, Oberschlesien, Berlin und Thüringen tätig.

Franz **Wittkowski**, ehemaliger Bürgermeister von Klein-Grabau im Kreis Marienwerder, am 28. Mai in Ihlenworth/N. E. Der Jubilar ist auch viele Jahre als Deichgeschworener und Deichpräsident in seinem Heimatkreis Marienwerder tätig gewesen.

Wilhelm **Kolander** aus Allenstein am 2. Juni in Berlin-Lichtenrade, Bayrische Straße 3.

79. Geburtstag

Anna **Ehlert**, geb. Mengdehl aus Königsberg (Preußen), Am Rhesianum 2, im Kreise ihrer Kinder und Enkel am 25. Juni in Garmisch-Partenkirchen, Wildenauer Straße 19.

75. Geburtstag

Emma **Hoffmann**, geb. Klein, aus Westpreußen am 28. Mai in Brackel, Kreis Wilhelmshaven.

Bertha **Blank** aus Allenstein am 26. Juni in Berlin-Friedenau, Wielandstraße 6.

Kriminalinspektor a. D. Emil **Marschall** aus Allenstein, Germanenring 45, am 1. Juni in Berlin-Charlottenburg 2, Windscheidstraße 3a. Der Jubilar hat sich um die Sammlung der Allensteiner in Berlin, die dort regelmäßig zu Heimatabenden zusammenkommen, sehr verdient gemacht.

Das Heimatblatt der Ost- und Westpreußen, die „Ostpreußen-Warte", gratuliert allen Jubilaren von Herzen und wünscht recht viel Glück und weiterhin beste Gesundheit.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

(69)

Liebe ostpreißische Landsleite!

All vorgtes Mal wolld ich Ihnen von unsre Lydia Schrumm erzählen, aber da war es noch nich so weit. Wissen Se, das is so e richtge klabaksche Gewitterflins, e alte Himmelszieg mit drei Mäuler. Ieberall fängt se Streit an, bis de Leite dem Hals vollhaben und ihr rausschmeißen. Innes Dorf missd se all viermal umziehen, und Anfang Mai wurd se nu bei unserm Bauerochse einquartiert, weil er als Junggesell e Stubche zuviel hadd.

„Sehn Se", sagd ihm die Emma, was meine Frau is, „hädden Se **uns** man rechtzeitig die Stub abgegeben, wir pranzeln all bald e Jahr deswegen."

„Ja, hädd ich das gewußt . . .", meind er.

Aber nu war zu spät, nu kam se angerauscht und besackd ihm gleich wegen die alte Tapeten. Denn stelld se ihrem Radjo auf Schosseeh-Lautstärke und jauld mit „Der Mai is gekommen". Das heerd sich an, als wenn Se e kleinem Hundche aufem Zagel trampeln, und war rein nich auszuhalten. Deshalb solld ich riebergehn und ihr gebiehrend auf Zimmer-Lautstärke bringen, aber ich traud mir nich, denn mit die Lydia is schlecht Kirschen essen. Zwar hadd se im Dorf rumerzählt, daß se e große Vertrauensstellung bei e Bank gehabt hadd, aber das muß e Kichenbank gewesen sein. Denn wenn einer e andre Meinung hadd wie sie, denn kriegd er gleich e Wucht mittem Feierhaken. Ihr verstorbener Gatte — Mann kand se nich, bloß Gatte! — war e heeherer Beamter bei die Regierung gewesen, sagd se. Vleicht stimmd das sogar, denn se kriegt e ganz scheene Pängsjohn. Aber [illegible] hadd er sich mit die Lydia ganz geheerig bekauft.

Na jedenfalls wolld ich mit die vornehme Dame nuscht nich zu tun haben. Deshalb ging de Emma selbst rieber. Und es dauerd auch nich lang, da dröhnd das Kampfgetöse durches ganze Haus und bis aufe Straße, daß der Bauerochse sich vor Angst aufe Lucht verkroch und ich mir vorsichtshalber hinterm Stall begab. Wir wissen nämlich, die haut nich bloß, die schmeißt auch, wenn drauf ankommt. Von Wurfgeschosse blieb de Emma verschont, auch mitte Ofenkrick kriegd se nich ieberm Dassel geballert, bloß mit Schimpfwörters hat de Lydia ihr zugedeckt, daß se einfach nich gegen ankam, sondern flichten mußd. Mit vor Boß geschwollenem Busen rief se mir von hinterm Stall inne Stub rein und gab mir Befehl, ihr firchterlich zu rächen. Aber nu rächen Se man, wenn die Krät mitte Ofenkrick auf Ihnen losgeht!

„Is egal", sagt de Emma, „die alte Saft-Eule muß e Abreibung kriegen, daß se anne Hälft genug hat. Und wenn du keinen Mut nich hast, steck ich mir hintrem Junggesellen-Verein. Die werden ihr schon bedienen!"

Also wissen Se, das war direkt e Wink vom Himmel. Ich wolld nämlich so gern am Vatertag mit innes Griene fahren, und nu hädd ich endlich e orndliche Begrindung.

„Is gut", sagd de Emma, „fahr mit, daß alles gut besprechen kannst. Aber ich sag dir, das muß hinhauen! Die muß emal das dreckige Maul gestopft kriegen, daß es mindestens e Halbjahr vorhält!"

Himmelfahrt war herrliches Wetter, wahrscheinlich freit sich der Himmel auch auf die Abreibung fier e Lydia; denn sonst regent doch meistens am Vatertag. Wir huckden uns aller auf einem Wagen mit Gummirädern rauf, vorne wurd e Trecker vorgespannt, und den ging los mit Gebrill und mit drei Achtel Bier und drei Flaschen Schnaps. Und solang wie wir noch aller verhandlungsfähig waren, sprachen wir iebre Lydia und wie wir ihr beikommen konnden. Zuletzt war alles genau festgelegt, und wir konnden zum gemietlichen Teil iebergehen, wo wir nach die Heimkehr noch im Krug fortsetzden, bis der Wirt kein Bier mehr hadd und uns rausschmiß.

Aber der Lydia-Plan funktjonierd ganz erstklassig. Dem Montag vor Pfingsten kriegd se e großem Brief mitte Post, wo einer ihr e gliehende Liebenserklärung machd. Er beobachd ihr all e paar Wochen, schrieb er, und nu is er fest entschlossen, sich ihr ehrbarlich zu nähern. Aber er is man e ganz einfacher Mensch und hat zu wenig Erfahrung im Umgang mit vornehme Leite. Deshalb soll se ihm sofort postlagernd schreiben, ob er hoffen darf. Denn möchd er ihr Pfingsten Erstfeiertag versuchen kommen. Se wußd natierlich nich, daß **wir** dem Brief geschrieben hadden, und auch nich, daß der alte Otto, e sogenannter Ortsdummer außem Nachbardorf, von uns zehn Mark versprochen gekriegt hadd, wenn er seine Sache gut machd. Se war in dem gefährlichen Alter und von die Sort, wo auf jedem Kerdel reinfällt, dadrauf hadden wir unserm Plan aufgebaut. Und es klappd auch. Umgehend kriegd der Otto postlagernd Bescheid, er solld sich Erstfeiertag so gegen elf aufem Berg hintrem Wald einfinden und ihr erwarten, indem daß die Leite sich immer doch gleich das Maul reißen. Deshalb kann sie ihm zu ihrem greeßten Bedauern nich gleich bei sich inne Stub einladen.

De Emma hadd ich von diese Vorbereitungen natierlich nuscht erzählt, denn die kann nich dicht halten. „Wart man ab", sagd ich, „wirst schon sehen. Wir haben alle feierlich versprechen missen, das Maul zu halten. Aber de Lydia kriegt schon, was se brauch. Dadrauf kannst dich verlassen!!"

Se kriegd reichlich! Se hat gewischt und gebohnert, geputzt und gewaschen. Dabei sang se von morgens bis abends zärtliche Liebeslieder und verkrempeld verzickt de Augen. Einer hädd direkt das Gefiehl, daß se kaum dem Pfingstmorgen erwarten konnd. Sogar heeflich war se zu mir und zum Bauerochse, und das war bestimmt kein gutes Zeichen. De ausgewaschene Wäsch hängd se abends hintrem Stall aufe Leine. Sehn Se, und das hädd se inne Pfingstnacht nich tun solld! Dem andern Morgen waren nämlich ihre vier Perlong-Schlüpfer unten zugebunden und mit Kuhfladen vollgepackt. So fing das liebliche Pfingstfes all reichlich be . . . den an.

Aber vorher erlebd se noch e andre Ieberraschung, indem daß de reifere Dorfjugend ihr de Fenscherscheiben mit Waschblau zugepinselt hadd. Nu war se blau, — und hadd nich emal was getrunken! An Rauskicken war auch nich zu denken, und untre Kirch konnd se doch nich anfangen Fenster zu putzen. Auch das Schimpfen mussd se sich erst noch verkneifen, aber dafier winkd ihr ja e zärtliche Begegnung hintrem Wald.

Und se kam — se kam — erst ganz langsam, als wenn se Blumchens suchen tat. Aber denn immer schneller, und da war se auch all am Ziel! Von die alte, molsche Bank sprang der dammliche Otto auf, lief ihr entgegen und schloß ihr inbrinstig inne Arme. Und außem Strauch hoppsden zehn, zwölf junge Leite raus. Einer fotografierd das glickliche Paar, und die andern sangen lauthals: „Horch, was kommt von draußen rein." E Trompet und e Quetschkommod blusen dem Takt dazu. Es war wirklich sehr feierlich. De Lydia kickt sich ganz wild um, wurd weiß wie de Wand, schuppsd dem Otto von ihre Brust weg und sockd im Schweinsgalopp dem Berg runter innes Dorf. Und der Otto kriegd zehn Mark und sagd: „Fröhliche Pfingsten!"

Aber ich glaub, de Lydia is kuriert. Jedenfalls glupt se immer so umme Eck, und von Pfingsten an hab ich ihr auch noch nich mehr schimpfen geheert. Bloß vor a paar Tage fragd se mich, ob ich ihr nich das Bild und dem Film besorgen konnd, und ob ich nich weiß, wer das Ganze angezettelt hadd.

„Ja", sagd ich, „Frau Schrumm, andre Völker andre Sitten! Das is hier so ieblich. So wehren sich hier die Leite gegen unangenehme Zeitgenossen. Sehn Se, mir tut keiner nuscht nich!" — Da kickd se mich dammlich an und verzog sich.

Herzliche Grieße!

Ihr alter

Ernst Trostmann,
Landbriefträger z. A.

„Grüß Gott, du schöner Maien!"

Schüler sangen für die Ostpreußen in Wilhelmshaven

Der Schülerchor der Schule Neuende unter Leitung von Rektor Rudert erfreute die Landsmannschaft der Ostpreußen bei ihren letzten Treffen mit einem Maiensingen. Bereits in der Vorweihnachtszeit hatte der Chor vor den Ostpreußen sein beachtliches Können gezeigt und wurde darum lebhaft und freudig begrüßt. Obwohl der größte Teil der Sänger bereits die Schule verlassen hat und berufstätig ist, waren sie alle gern gekommen, um anderen selbstlos Freude zu schenken und in alter Anhänglichkeit mit ihrem geliebten Lehrer zu singen.

Die warme Fröhlichkeit und die Vitalität des Chorleiters fanden schnell ein Echo bei den Anwesenden, die kräftig die bekannten Mailieder mitsangen. Man merkte es den jungen Musikanten an, daß sie selbst Freude an ihrem Singen hatten. Darum klappte auch alles vorzüglich. Der Chor meisterte auch recht schwierige Partien sicher und klangschön, so daß er immer wieder stürmischen Beifall erhielt. Für alle zu früh beendeten die jungen Gäste ihre Darbietungen.

Der Vorsitzende der Landsmannschaft, Obermedizinalrat Dr. Zürcher, der den genußreichen Abend mit Gedichten auf den Mai begonnen hatte, behandelte dann innere Angelegenheiten der Landsmannschaft.

Das nächste Beisammensein soll wieder dem Frohsinn dienen: Vor der Sommerpause wird statt des turnusmäßigen Treffens am ersten Montag des Juni ein lustiger Johannisabend am Freitag, dem 19. Juni bei Dekana stattfinden.



Der 9. Jahreslehrgang für junge Männer beginnt am 26. Oktober d. Js. Diese im Bundesgebiet einmalige besondere landwirtschaftliche Fachschule für Bauernsöhne, Siedlungsbewerber und Siedler verbindet die landwirtschaftlichfachliche Ausbildung mit der Vorbereitung der jungen Siedlungsbewerber auf ihre besonderen Aufgaben, die bei der Übernahme eines Hofes und seiner betriebswirtschaftlichen Einrichtung anfallen.

Der Unterrichtsplan sieht auch Siedlungskunde und Siedlungswesen als besonderes Fach vor. Großer Wert wird gelegt auf das praktische Anlernen handwerklicher Fertigkeiten, im Umgang mit Holz, Metall und Werkzeugen bei der Pflege und Reparatur von Maschinen, Geräten und Neuanfertigung einfacher Haushalts- und Gebrauchsgegenstände.

Die Schule ist eine Heimschule (Internats-Schule), die in den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden der auf einer Anhöhe am Rande des Eichsfeldes gelegenen Restdomäne Katlenburg vor 7 Jahren eingerichtet wurde. Inzwischen ist die Anlage erweitert und ausgebaut worden (der Siedlerschule wurde eine Ländl.-hausw. Frauenschule — 1957 — und eine Förderschule für spätausgesiedelte Kinder und Jugendliche — 1958 — angeschlossen).

Der Jahreslehrgang 1959/60 wird in zwei Semestern durchgeführt. Das I. Semester schließt vor Ostern, das II. mit der Siedlerreifeprüfung Ende September 1960. In den Lehrgang eingebaut sind Nebenkurse, vor allem ein 4wöchiger Lehrgang an der Deutschen Landmaschinenschule, Melk- und Viehpflegekurse usw. Die landw. Gehilfenprüfung kann bei Nachweis einer mindestens 3jährigen landw. Praxis während des Lehrgangs abgelegt bzw. die Landwirtschaftsmeisterprüfung vorbereitet werden. Ein gutes Abschlußzeugnis kann auch zum Besuch einer Höheren Landbauschule berechtigen. Auch der Weg zum Genossenschaftswesen, zum Pflanzenschutz, zur Milchleistungskontrolle steht dem Siedlerschülern offen. — Unbemittelte Schüler, Vertriebene und Flüchtlinge können auf Antrag eine ausreichende Ausbildungshilfe erhalten.

Prospekte und Aufnahmeanträge sind bei der Verwaltung der Siedlerschule Katlenburg/Harz, Kreis Northeim, anzufordern. Entsprechende Auskünfte können auch die Kreisgeschäftsstellen des Bundes der Vertriebenen (Landvolk) und die Siedlungsbeauftragten erteilen. Aufnahmeanträge sind bis spätestens 31. 8. d. Js. mit den erforderlichen Papieren einzureichen.

Vereinigung ehem. Sackheimer Mittelschüler Königsberg/Pr.

Infolge der Absagen des Deutschlandtreffens der Ostpreußen zu Pfingsten in Berlin haben wir, da sich eine entsprechende Beteiligung nicht ergab, unsere Zusammenkunft in einer Sonderveranstaltung abgesagt. Wir konnten unsere Mitglieder im einzelnen nicht mehr verständigen und bitten dies zu entschuldigen.

Wir weisen nunmehr auf unsere diesjährige Sommerzusammenkunft am Sonntag, dem 5. Juli, in Essen hin, zu welcher wir alle „Ehemaligen" unserer Schule mit ihren Angehörigen herzlichst einladen. Treffpunkt: Gaststätte Klinkenberg, Süthers Garten 1, Ecke Rüttenscheider Straße. Zu erreichen ab Hauptbahnhof mit Straßenbahnlinien 1, 2, 15, und 17 bis Klara-Platz. Das Lokal ist ab 10 Uhr geöffnet. Mittagessen nach Karte ab 12,30 Uhr.

Um 15,30 Uhr erfolgt die Begrüßung durch den Vorstand, anschließend kameradschaftliches Beisammensein. Der Vormittag steht den Teilnehmern zur freien Verfügung. Um rege Beteiligung wird gebeten.

„Land der dunklen Wälder"

Kulturpflege der vertriebenen Ostpreußen

WUNSTORF. Die hiesige Gruppe der Landsmannschaft der Ostpreußen, Westpreußen und Danziger ist seit der Vertreibung mit großem Ernst bemüht, Kulturgüter und angestammte Art der alten Heimat zu bewahren, zu pflegen und an die Jugend weiterzugeben. Sie erfüllt diese immerwährende Aufgabe mit tiefem Verantwortungsbewußtsein. Die sehr rührige Gruppe ruft ständig bewährte Künstler herbei, die einst an ostpreußischen Theatern und am Sender Königsberg/Pr. wirkten und sich eines ausgezeichneten Rufes erfreuen — auch heute im Westen wieder.

Die Gruppe begann vor zehn Jahren ihre Arbeit mit einem Ehrenabend für die greise Agnes Miegel, an dem die Dichterin selbst las. Es kam die bekannte Sängerin Marion Lindt, es sprachen Intendanten, Spielleiter und Schauspieler wie Eberhard Gieseler und Dr. Lau, die erhebende, besinnliche und heitere Stunden echter ostpreußischer Kunst boten.

Vor einem Jahr gründete man eine „Ostdeutsche Volkstanzgruppe", die unter der gewandten Leitung von Frau Erika Rohde steht und schon viel ernst zu wertende Kulturarbeit geleistet hat. Der Kulturwart der Gruppe, Helmut Rohde, war wohl seit eh und je die treibende Kraft zu all diesen unerläßlichen Bemühungen um die Erhaltung ostpreußischen Wesens. Er leitet auch einen gemischten Chor der Vertriebenen, der ein Faktor im Kulturleben im Raume Wunstorf geworden ist.

Der letzte prominente Gast der Gruppe war der frühere Chefdramaturg des Königsberger Theaters, Hermann Bink. Seine Worte und Verse (er sprach alles auswendig) wandten sich mahnend und beschwörend vor allem an die Jugend. Aber er konnte auch recht heitere Töne anschlagen, als er köstliche Anekdoten aus der alten unvergeßlichen Heimat erzählte. Landsmann Bink ist ein Sprecher von ganz großem Format, mit seinen ernsten und heiteren Darbietungen zieht er die Hörer ganz in den Bann und packt auch die kühlsten Naturen, was der starke Beifall des Publikums bewies.

Zwischendurch trat die Volkstanzgruppe unter musikalischer Begleitung von Hubert Kampmann jun. auf und erfreute durch die schönen Linien und Bewegungen deutscher Reigen.

Das Wunstorfer Doppelquartett unter Konrektor Albert Mühlenstedt hatte sich ebenso in den Dienst der Sache gestellt und bot mit wohlausgefeiltem Vortrag eine Reihe ernster und heiterer Volkslieder.

Alles in allem: ein sehr beschwingter, freundlicher Abend, wie er zur Pflege von alt- und neuheimatlicher Art dringend vonnöten ist.

Anschließend tanzte alt und jung unter den flotten Weisen der Kapelle Bruns, bis die Polizeistunde zum Aufbruch mahnte. Die organisatorischen Vorarbeiten für diesen Abend wurden zur vollsten Zufriedenheit vom Geschäftsführer der Gruppe, Stadtinspektor Erich Stockdreher, geleistet.

Humor als Lebenshelfer

Dr. Lau bei den Ost- und Westpreußen in Gifhorn

Einen Heimatabend, an dem Dr. Alfred Lau eine schier unerschöpfliche Fülle seines köstlichen Humors im warmen Ton ostpreußischen Heimatdialekts verströmen ließ, veranstaltete die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen am Sonnabend im Lokal „Stiller Winkel" in der Südstadt. Es ging eine Generalversammlung voraus.

Der Begrüßung durch Vorsitzenden Lepkowski, einem Rückblick auf die Veranstaltungen des verflossenen Jahres, Protokollverlesung, Kassenbericht und Entlastung des Gesamtvorstandes folgte die Neuwahl des Vorstandes unter Vorsitz des Landsmanns Przywitt. Die Versammlung wählte erneut Erich Lepkowski zum 1., Otto Freitag zum 2. Vorsitzenden, Landsmann Janzon zum Schriftführer und Frau Grünberg zur Kassiererin; auch der bisherige 1. Beisitzer Kieselbach sen. wurde wiedergewählt. Neu in den Vorstand gewählt wurden als 2. Schriftführer Kulschewski, als 2. Kassierer Herbert Purwien, als 2. Beisitzer Ernst Dollinger. Auch der Festausschuß wurde in der alten Zusammensetzung wiedergewählt: Frau Goks, Frau Freitag, Frau Lindemann, Fräulein Sallawitz und Frau Stern. Zu Kassenprüfern wurden bestimmt: die Landsleute Boguhn und Kieselbach jun.

Vorsitzender Lepkowski machte noch auf die Veranstaltungen der kommenden Zeit aufmerksam. Zunächst eine Sommerfahrt nach Hamburg am 14. Juni. Im Juli und August finden keine Heimatabende statt; die nächste Zusammenkunft ist dann am „Tag der Heimat" im September.

Von der dänischen Grenze bis zu den Alpen führt den ehemaligen Intendanten des Reichssenders Königsberg und erfolgreichen Autor heimatlicher Geschichten und mundartlicher Gedichte, Dr. Lau, der Weg von Veranstaltung zu Veranstaltung. Mit dem Lachen und Lächeln über Geschichten und Gedichte von eigenwilligen und originellen Individualisten, an denen in Ostpreußen und Westpreußen kein Mangel bestand, will Dr. Lau die Erinnerung an das Land der Väter wachhalten und die Treue zur Heimat stärken. Für die vielen Ost- und Westpreußen, die zu dem Abend gekommen waren, versank für diese Stunden die Gegenwart. Wie köstlich, die vertraute Mundart wiederzuhören, Dorf- und Städtenamen verknüpft mit Eigennamen, in die Geschichten verflochten, wiederzufinden!

Über manche trostlose Situation half den Ostpreußen ihr unverwüstlicher Humor hinweg. Der Humor ist als Ergänzung der Schwerblütigkeit und Hinneigung zum Mystischen Charaktermerkmal vieler Ostpreußen In Dr. Lau fand er einen ausgezeichneten Interpreten.

Flensburg

Die Landsmannschaft Ostpreußen wählte in ihrer Jahreshauptversammlung einstimmig den bisherigen Vorstand wieder. Dem Vorstand gehören an: Dr. Martin Kob (1. Vorsitzender), Erich Bocian und Willi Drengk (stellv. Vorsitzende), teren Ausführungen besonders hervor, daß (Frauenreferentin) und Lm. Rietenbarh (Schriftwart).

Aus dem Jahresbericht, den Lm. Bocian gab, ging hervor, daß die Zahl der Mitglieder geringfügig zurückgegangen ist, bedingt durch Tod, Umsiedlung usw. Sie betrug am 31. 3. 1959 1007 eingetragene Mitglieder. Die Mitgliederzahl der Sterbehilfskasse verringerte sich durch Tod um 22 auf 568 Mitglieder. Bocian hob in seinen weiteren Ausführungen besonders hervor, daß noch viele abseits stehende Ostpreußen immer noch nicht den Weg zu ihrer Landsmannschaft gefunden haben, was als ihre selbstverständliche Pflicht angesehen werden müsse.

Aus der Arbeit der Landsmannschaft sei hervorzuheben, daß eine Hauptversammlung und neun Mitgliederversammlungen, mit künstlerischen Darbietungen, Lichtbild- und sonstigen Vorträgen ausgestaltet, stattgefunden haben.

Landsmannschaftliche Nachrichten

Wie in jedem Jahre fanden auch im vergangenen Geschäftsjahr ein Faschingsfest, ein Sommerausflug, ein Kinderfest und eine Kinderweihnachtsfeier statt. Die Geselligkeit wurde wie immer in der Hauptsache in den Gruppen der Königsberger, der Insterburg-Gumbinner, der Memelländer und der Pillauer gepflegt, die insgesamt 17 Heimatabende, 12 Mitgliederversammlungen sowie Ausflüge veranstalteten. Besonders hervorzuheben ist die sehr aktive Tätigkeit der Frauengruppe unter der jahrelangen bewährten Leitung von Frau Dr. Wiedwald, die sich u. a. auf die Betreuung der alten und kranken Ostpreußen erstreckte. Aus der Arbeit des Gesamtvorstandes ist zu berichten, daß neben der Durchführung der Mitgliederversammlungen, Veranstaltungen usw. im abgelaufenen Geschäftsjahr 9 Sitzungen des geschäftsführenden Vorstandes, 7 Sitzungen des Gesamtvorstandes und 2 Sitzungen mit den Delegierten und Kassierern abgehalten wurden.

Aus dem Kassenbericht ist zu entnehmen, daß entsprechend dem Voranschlag gewirtschaftet wurde. Der neue Haushaltsvoranschlag wurde von der Versammlung gebilligt.

Zu Beginn der Jahreshauptversammlung sprach Dr. Kob über den Sinn und die Bedeutung der bestehenden Landsmannschaften, über die derzeitige, die besetzten Teile Ostdeutschlands betreffende politische Lage. In besonders feierlicher Form hob Dr. Kob das Recht auf die Rückgewinnung der Heimat hervor und sprach sich lobend über die treue Anhänglichkeit zur ostpreußischen Heimat und damit zur Landsmannschaft Ostpreußen aller Mitglieder aus.

Als nächste Veranstaltungen wurden die Mitgliederversammlungen am 9. 6. im Deutschen Haus (Blauer Saal), ein gemeinsamer Ausflug am 21. 6. an die Nordsee (für den nur noch eine geringe Anzahl von Plätzen zur Verfügung steht) und das Kinderfest in der Marienhölzung (genauer Tag wird noch bekanntgegeben) mitgeteilt.

Hannover

Das Evang. Hilfskomitee für Danzig-Westpreußen veranstaltete am Sonntag, dem 10. Mai, in Hannover, verbunden mit einem Heimatgottesdienst, ein Jahrestreffen, das von den Heimatvertriebenen stark besucht war. Den Gottesdienst in der Apostelkirche hielt Pastor Weidemann, die Liturgie Pastor Lippky, beide einst in Danzig tätig. Im Anschluß an den Gottesdienst war eine Zusammenkunft, bei der Pastor Lippky über eine Freizeit in Heersum berichtete. In einer offenen Aussprache diskutierten die alten Danziger und Westpreußen auf Grund des Buches „Das östliche Deutschland" Fragen des Ostens. Die christliche Nächstenliebe, so äußerte man übereinstimmend, müsse imstande sein, eine neue Atmosphäre im Zusammenleben der Völker zu schaffen.

Seesen/Harz

Mit einem „Gruß an den Mai" eröffnete die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen am 2. Mai ihre traditionelle Monatsversammlung. Das einleitende Maisingen umrahmte Frau Fahlke durch zwei Frühlingsgedichte von sprudelnder Fröhlichkeit. Vorsitzender Lm. Papendick ließ seine Begrüßungsansprache mit heimatpolitischen Ausführungen zur Berlin-Krise und zum Wiedervereinigungsproblem ausklingen. Das tiefschürfende heimatkundliche Referat von Kreisheimatpfleger, Mittelschullehrer Bosse, wurde mit großem Interesse so beifällig aufgenommen, daß der Wunsch nach Fortsetzung dieser geologisch-prähistorisch-heimatgeschichtlichen Plauderei geäußert wurde. Sozialreferent Wilbudies berührte in seinem Kurzvortrag die negativen Seitens des Regierungsentwurfs zur Freigabe der Altbaumieten und die von den Mieter- und Vertriebenenverbänden dazu gestellten Abänderungsanträge. Den geselligen Ausklang dieses Heimatabends würzte Frau Lina Fahlke mit köstlichen Gaben ostpreußischen Humors.

Traunstein/Obb.

Am 7. Mai veranstaltete die Landsmannschaft Ost- und Westpreußen, Ortsgruppe Traunstein ihren traditionellen Himmelfahrtsausflug; diesmal ging es nach dem Luftkurort Unken im Land Salzburg. Der Autobus brachte uns über die deutsche Alpenstraße an den Gletschergarten an der Weißbachschlucht, der besichtigt wurde. Bei herrlichem Frühlingswetter ging es bei Melleck über die Grenze nach Unken. Vor dort wurde von den Wanderlustigen ein Aufstieg und von den älteren Landsleuten eine Fahrt mit VW-Bus nach dem Alpengasthof „Heutal" (1000 m) unternommen. Hier oben hatte man einen wunderbaren Blick auf die malerische Alpenwelt, und der Besuch zum Staubbachfall war allen ein Erlebnis. Um 16 Uhr wurde die Heimfahrt angetreten, die durch einen kurzen Aufenthalt in Schneizlreuth (bekannt durch das Lied der Schönheitskönigin von Schneizlreuth) unterbrochen wurde. Das Anstimmen von Volks- und Wanderliedern während der Fahrt bewies, daß der Erfolg der Maienfahrt gelungen war und alle Teilnehmer die Wiederholung solch einer Fahrt wünschten.

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Aus **Rositten**, Kreis Preußisch-Eylau, werden die Geschwister Helga Ehlert, geboren am 16. Dezember 1942, und Christian und Albert Ehlert, geboren 1944, gesucht von ihrer Tante Helene Kolb. Im Februar 1945 sollen die Kinder mit ihrer Mutter, Martha Ehlert geborene Gliem, in Pommern gesehen worden sein.

Aus **Schillfelde**, Kreis Schloßberg, wird Hilmar Baltruschat, geboren am 11. April 1939, gesucht von seinem Bruder Siegfried Baltruschat. Hilmar war mit seiner Mutter, Dora Baltruschat geborene Jenzowski, seinen Großeltern Otto und Louise Jenzowski im März 1945 im Flüchtlingslager Lochstädt, Kreis Samland.

Aus **Schippenbeil**, Kreis Bartenstein, Kirchenhinterstraße 1, wird Gerhard Morwinsky, geboren am 25. September 1940, gesucht von seinen Eltern Karl und Liesbeth Morwinsky und von seiner Tante Margarethe Walter geborene Morwinsky. Der Junge kam im März 1945 nach Kopenhagen und soll im Zuge der allgemeinen Rückführung nach Deutschland gekommen sein.

Aus **Trausen**, Kreis Samland, wird Christa Hildebrandt, geboren am 19. August 1937, gesucht von ihrem Vater Wilhelm Hildebrandt, geboren am 3. Juli 1902. Die gesuchte Christa Hildebrandt befand sich zuletzt im Waisenhaus in Pobethen/Ostpreußen und soll von dort nach Pommern zu Pflegeeltern gekommen sein.

Aus **Ullrichsdorf**, Kreis Gumbinnen wird Siegfried Turowski, geboren am 12. November 1938, gesucht von seinem Vater Eduard Turowski, geboren am 20. März 1893. Der gesuchte Siegfried Turowski kam Anfang 1945 in das Kinderheim in Mohrungen/Ostpreußen.

Aus **Trempen**, Kreis Angerapp, wird Wolfgang Grönick, geboren am 5. Oktober 1941, gesucht von seiner Tante Elfriede Delwick geborene Schwiderski, geboren am 30. Oktober 1913. Der Junge befand sich auf dem Dampfer „Karlsruhe", der am 13. April 1945 auf der Höhe von Stolpmünde gesunken ist. Die Mutter des Jungen, Hedwig Grönick geborene Schwiderski, und die Großeltern Gottlieb und Marie Schwiderski werden auch noch vermißt.

Aus **Wehlau**, Freiheit Nr. 10, wird Wolf-Dieter Schulz, geboren am 16. November 1941, gesucht von seiner Mutter Luise Sellmer geborene Schulz. Das Kind befand sich am 24. Januar 1945, morgens 6 Uhr, in einem Zug, der in Braunsberg hielt und dann über Kobbelbude nach Germau, Kreis Fischhausen, weitergefahren sein soll. Bei dem Kind befanden sich die Urgroßeltern Friedrich-Wilhelm Schönfeld und Luise Schönfeld aus Wehlau, Gartenstraße 25. Wolf-Dieter Schulz hat einen kleinen Leberfleck am linken Oberschenkel. Er hat braune Augen, dunkelblondes Haar und nannte sich selbst Wof-Dieter Schulz.

Aus **Bischofsburg**, Kreis Rössel, Stiftgasse 1, wird Klaus Frontzek, geboren am 29. Juli 1941 in Bischofsburg, gesucht von seinem Vater Willy Frontzek geboren am 3. September 1913. Klaus kam im Januar 1945, nachdem seine Mutter verstorben ist, von Langendorf nach Schippenbeil in das Waisenhaus. Fräulein Elisabeth Prihl, die seinerzeit im Waisenhaus Schippenbeil tätig war und von Berlin-Karlshorst, Lehndorfstraße 14 unbekannt verzogen ist, könnte über das Schicksal von Klaus Frontzek vielleicht Auskunft geben.

Aus **Groß Dirschkeim**, Kreis Samland, wird Armin Kleist, geboren am 30. November 1939, gesucht von seinem Vater Arno Kleist. Der Gesuchte ist zuletzt in Danzig-Neufahrwasser gesehen worden.

Aus **Heiligenbeil**, Wilhelmstraße 2, wird Hartmut Radtke, geboren am 18. Dezember 1942 in Heiligenbeil, gesucht von seinem Vater Johannes Radtke, geboren am 19. März 1909. Hartmut Radtke soll, nachdem die Mutter und die Großmutter 1945 in Heiligenbeil verstorben sind, von einer fremden Frau mitgenommen worden sein.

Aus **Königsberg**, Alter Graben 34, wird Karin-Irene Tietz, geboren am 9. Februar 1941, gesucht von ihrer Mutter Elfriede Ochmann. Karin wurde im April 1945 von ihrer Mutter und ihrem Bruder in Königsberg getrennt.

Aus **Königsberg**, Baczkostr. 19, wird Doris Beck, geboren am 15. März 1936, gesucht von ihrer Mutter Hertha Beck, geborene Müller. Doris Beck wohnte bis Januar 1947 mit ihrer Mutter in Königsberg.

Aus **Königsberg**, Olmützer Weg 22, werden die Geschwister: Brigitte Dombrowski, geboren am 5. April 1942 und Horst Dombrowski, geboren am 11. November 1937, gesucht von ihrer Schwester: Margarete Dietze, geborene Dombrowski, geboren am 28. Dezember 1926. Die Eltern der Kinder: Paul Dombrowski, geboren am 10. Oktober 1895 und Anna Dombrowski, geborene Pischnick, geboren am 11. April 1899, werden auch noch gesucht.

Aus **Königsberg**, Philosophendamm 5, werden: Bernd Hiltner, geboren am 28. Juni 1944 und Jürgen Hiltner, geboren am 19. März 1942, gesucht von ihrem Vater: Hans-Joachim Hiltner. Die Kinder kamen nach dem Tode ihrer Mutter in ein Waisenhaus in Ostpreußen.

Aus **Königsberg**, Viehmarkt 5a, werden die Geschwister: Undine Broniewski, geboren am 14. April 1941 und Christiane Broniewski, geboren am 3. Februar 1943, gesucht von ihrem Vater Jakob Broniewski, geboren am 22. Juli 1907. Die Geschwister Broniewski sollen sich zuletzt im Waisenhaus in Königsberg-Ponarth befunden haben.

Aus **Königsberg**, Vorder-Anger 15a, werden die Geschwister: Günther Witte, geboren am 16. März 1940 und Gisela Witte, geboren am 24. Februar 1937, gesucht von ihrem Vater Ernst Witte, geboren am 10. März 1898. Die Gesuchten befanden sich zuletzt im Waisenhaus Pobethen.

Aus **Loien**, Kreis Gumbinnen, werden die Geschwister: Thieler, und zwar: Dietmar, geboren am 20. September 1943, Hans, geboren am 2. Juli 1941, Käthe, geboren am 6. April 1937 und Walter, geboren am 3. August 1933, gesucht von ihrem Vater Gustav Thieler. Die Geschwister Thieler befanden sich zuletzt am 22. Februar 1945, mit ihrer Mutter Luise Thieler, geborene Diedrigkeit, geboren am 2. April 1900, in einem Güterzug in Dirschau/Westpreußen.

Aus **Neusobrost**, Kreis Gerdauen, wird Renate Rosenbach, geboren am 20. Februar 1943, gesucht von ihrem Vater Albert Rosenbach, geboren am 5. Januar 1914 in Neusobrost. Die Mutter des Kindes ist etwa im Oktober 1945 in Neusobrost verstorben. Das Mädchen blieb bei der Großmutter, Frau Hübner, die später in Lieskendorf, Kreis Gerdauen, verstorben ist. Renate Rosenbach soll dann in ein Waisenhaus, beziehungsweise Kinderheim gekommen sein.

Aus **Pillau**, Lustiges Flick 5, wird Ilona Gritta Zimmermann, geboren am 2. November 1940 in Pillau, gesucht von ihrem Großvater Friedrich Zimmermann, geboren am 27. Juli 1875. Ilona Gritta Zimmermann ist mit ihrer Mutter, Herta Zimmermann, geborene Kirschke, geboren am 5. Oktober 1921 in Pillau, von Pillau geflüchtet. Zuletzt wurden sie in Swinemünde gesehen.

Aus **Priemsdorf**, Kreis Angerburg, werden die Geschwister: Rosemarie-Monika Kühn, geboren am 4. September 1941 und die Zwillinge Hans-Egon und Margarete-Maria Kühn, geboren am 9. Dezember 1939, gesucht von ihrer Mutter Anna Kühn, geborene Frenzel, geboren am 24. September 1906. Die gesuchten Geschwister Kühn befanden sich zuletzt im Kinderheim in Korschen/Ostpreußen.

Aus **Romahnen**, Kreis Ortelsburg, wird Hans-Jürgen Gollan, geboren am 18. Februar 1936, gesucht von seiner Mutter Gertrud Köhler, verwitwete Gollan, geboren am 24. April 1914.

Aus **Sandenwalde**, Kreis Angerapp, wird Erika Fischer, geboren am 28. September 1938, gesucht von ihrem Vater Franz Fischer, geboren am 12. Februar 1911. Die gesuchte Erika Fischer befand sich zuletzt in Neckteinen, Post Alken, Kreis Preußisch Holland.

Aus **Sarkau**, Kreis Samland, wird: Karl Hinz, geboren am 11. Mai 1933, gesucht von seinem Vater Karl Hinz, geboren am 31. Oktober 1903. Der gesuchte Sohn wurde am 22. September 1945 mit einer Beinverletzung in ein Lazarett in Insterburg/Ostpreußen eingeliefert.

Aus **Sensburg**, Karwerweg, werden die Geschwister: Lottchen Bannasch, geboren etwa 1940 und Herbert Bannasch, geboren etwa 1938, gesucht von Margarete Rüdiger, geborene Scheer, geboren am 31. Januar 1903.

Aus **Skandau**, Kreis Gerdauen, wird Herbert Skupp, geboren am 5. Juni 1935, gesucht von seiner Mutter Johanna Skupp, geboren am 7. September 1889. Der gesuchte Jugendliche befand sich zuletzt in einem Kinderheim in Treuburg/Ostpreußen und wurde von dort in das Kinderheim Kukus, Kreis Trautenau, verlegt. Von dort aus soll sich Herbert Skupp wieder nach Treuburg begeben haben.

Aus **Althoff**, Kreis Insterburg, wird Egon Podszuweit, geboren am 25. Juni 1937 in Althof, gesucht von seinen Eltern Frieda und Kurt Podszuweit, geboren am 2. März 1908. Bei Egon befand sich die Großmutter Luise Walter. Beide sind Anfang Februar 1945 in Bartenstein/Ostpr. gesehen worden.

Aus **Alt-Preußenfelde**, Kreis Ebenrode, wird Arno Wojzichowski, geboren am 18. März 1943 in Kickwieden/Ostpreußen, gesucht von seiner Tante Erna Westphal, geboren am 27. November 1913 in Wanne/Westf. Die Eltern des Knaben, Josef Wojzichowski, geboren 14. Oktober 1907, und Minna Wojzichowski goberene Konradt, geboren am 6. August 1915, werden ebenfalls noch gesucht.

Aus **Bieberswalde** bei Tapiau, Kreis Wehlau, werden die Geschwister Alfred Klarhöfer, geboren am 20. Januar 1939, und Gerhard Klarhöfer, geboren am 24. Januar 1937, gesucht von ihrer Tante Ida Brama verw. Biemann geborene Klarhöfer. Auch die Mutter der Kinder, Frau Klarhöfer, wird noch vermißt. Im Herbst 1948 befand sich Frau Klarhöfer mit ihren Kindern im Quarantänelager in Dessau.

Aus **Buchhof**, Kreis Insterburg, bei Frau Auguste Knitsch, wird Dorothea Knitsch, geboren am 9. Oktober 1943 in Insterburg, gesucht von ihrer Mutter Ursula Paul geborene Knitsch. Die letzte Nachricht von der Großmutter, Auguste Knitsch und von Dorothea Knitsch kam Anfang Januar 1945 aus Mohrungen (Ostpreußen).

Aus **Dittlacken**, Kreis Insterburg, werden Inge Klein, geboren am 10. Dezember 1936, und Ursula Klein, geboren am 8. Juli 1934 in Dittlacken, gesucht von ihrem Vetter Rudolf Klein, geboren am 17. Oktober 1926. Die Kinder werden mit ihrer Mutter Elisabeth Klein geborene Koppenhagen, geboren am 26. November 1907 in Johannisburg, seit Januar 1945 vermißt.

Aus **Königsberg**, Blücherstraße 19, wird Heinz-Jürgen Klein, geboren am 27. November 1944, gesucht von seinem Vater Theodor Klein, geboren am 25. September 1911. Das Kind flüchtete mit seiner Mutter im April 1945 nach Mohrungen, von hier im November 1945 nach Werder über Altentreptow, Kreis Demmin/Pommern. Seitdem fehlt von den Gesuchten jede Nachricht.



Name: unbekannt
Vorname: evtl. Heinz
geb.: etwa 1939
Augen: grau
Haare: hellblond

Der Jugendliche soll 1945 in einem Durchgangslager in Heiligenstadt (Eichsfeld) aufgefunden worden sein.

Bild-Nr.: 2406



Name: Lange
Vorname: Gerhard
geb.: etwa 1943
Augen: graubraun
Haar: brünett

Gerhard kommt entweder aus dem Kinderheim Königsberg (Pr.) – Charlottenburg oder aus dem Säuglingsheim Liskaschaaken, Kr. Samland.

03083

STELLENANGEBOTE

DRK-Schwesternschaft Wuppertal-Barmen
Schleichstr. 161, nimmt Lernschwestern u. Vorschülerinnen mit guter Allgemeinbildung für die Kranken- und Säuglingspflege auf. Auch können noch gut ausgebildete Schwestern aufgenommen werden